32. Jahrgang. Sonntag, 19. Januar. Morgen-Ausgabe.

Danziger Zeitung

NEC TEMERE NEC TIMIDE

№ 18098.

Die „Danziger Zeitung" erscheint täglich 2 Mal mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag früh. — Bestellungen werden in der Expedition, Ketterhagergasse Nr. 4, und bei allen kaiserl. Postanstalten des In- und Auslandes angenommen. Preis pro Quartal 3,50 Mk., durch die Post bezogen 3,75 Mk. — Inserate kosten für die sieben-gespaltene gewöhnliche Schriftzeile oder deren Raum 20 Pfg. — Die „Danziger Zeitung" vermittelt Insertionsaufträge an alle auswärtigen Zeitungen zu Originalpreisen.

1890.

Die Verhandlungen über den Marineetat

werden in einem Artikel des Berliner officiösen Regierungsorgans einer abfälligen Besprechung unterzogen. Der officiöse Verfasser ist augenscheinlich schon über die vom Reichstage angenommenen Abstriche nicht erbaut, noch weniger aber gefallen ihm die Debatten. Er meint, dieselben konnten zum Theil nach einer Richtung hin „nicht verfehlen, einen wenig erfreulichen Eindruck für jedermann hervorzurufen, der den frischen und unverzagten Geist und die Hingebung und Pflichttreue, die Selbstverleugnung und Berufsfreudigkeit, welche unsere Seeoffiziere und Seeleute unentwegt bethätigen, zu schätzen weiß". In dem officiösen Artikel heißt es sodann:

Welche Empfindungen muß es unter den fortwährend Gesundheit und Leben einsetzenden Schiffsbesatzungen hervorrufen, wenn man den Ton hört, in welchem die Herren von der Opposition den berufsmäßigen Vertretern der Marine gegenüber, die das Studium und die Kenntniß ihres Faches zu ihrer Lebensaufgabe gemacht und im Kampfe mit den Elementen, wie mit Natur und Klima ferner Länder ihre Erfahrungen gesammelt haben, sich gefallen! Welche Gefühle muß es unter der Küstenbevölkerung erwecken, wenn beispielsweise von einer Seite her darüber gestritten wird, ob ein Viceadmiral oder ein Contreadmiral oder ein anderer Seeoffizier mit wichtigen Functionen zu betrauen sei, oder wenn darauf hingearbeitet wird, nachzuweisen, wie es sich empfehle, eine Anzahl von Offiziersstellen zu streichen u. s. w.

Was die gestrichenen Offiziersstellen anbetrifft, so ist es bekanntlich die große Majorität des Reichstages gewesen, incl. der nationalliberalen und eines großen Theils der conservativen Partei, welche diesen Abstrich vorgenommen hat. Das ist das Recht und die Pflicht der Volksvertretung, sie hat die finanziellen Interessen des Landes vor allem zu wahren. Auch gegen den einen Viceadmiral hat sowohl in der Commission, als auch im Reichstage selbst ein Theil der conservativen Partei gestimmt. Man wird also sicherlich nicht von einer principiellen Negation sprechen können.

Vollständig unverständlich aber ist es, wenn der officiöse Artikel sein Mißfallen über den Ton ausspricht, welchen die Opposition den berufsmäßigen Vertretern der Marine gegenüber geltend gemacht habe. Man sollte meinen, daß der Verfasser weder den Verhandlungen beigewohnt, noch sie gelesen haben könnte. Gerade von den Vertretern der Opposition ist mit der vollsten Anerkennung, ja mit Stolz auf die Leistungen der Offiziere und des Gesammtpersonals unserer Flotte hingewiesen. Gerade die Redner der Opposition haben sich darüber beklagt, daß man die Leistungen der Marine, lediglich um die Mehrforderungen dringlicher erscheinen zu lassen, in einem weniger hellen Lichte habe erscheinen lassen, und es ist von denselben Rednern nachdrücklich und wiederholt betont worden, daß das Wort des früheren Chefs der Marineverwaltung, des Herrn v. Caprivi, noch heute volle Geltung habe, daß die Marine in jedem Falle alles, was nur möglich ist, leisten werde und daß sie nicht nöthig habe, einen Gegner zu fürchten. Ebenso unbegreiflich erscheint es, wenn der Verfasser gegenüber der Opposition die Thaten der Marine im Interesse des Handels und der Kauffahrteischiffe hervorhebt und insbesondere u. a. an das thatkräftige Auftreten eines deutschen Geschwaders in den chinesischen Gewässern im Jahre 1876, den energischen Schutz, den unsere Kriegsfahrzeuge 1877 an der Küste Syriens gewährt haben, erinnert. Diesen Anführungen stellen wir die Thatsachen entgegen, daß es einer der Redner der Freisinnigen gewesen ist, welcher ausgeführt hat, daß unserer Marine und ihrer Thätigkeit im Interesse des Außenhandels die volle Anerkennung des Handelsstandes ebenso wenig wie diejenige der übrigen Bevölkerung fehle.

Was aber in dem officiösen Artikel nur ganz flüchtig und versteckt erwähnt wird, das ist gerade der **Kernpunkt des Inhalts der Opposition**: nämlich, daß innerhalb der Marine-Verwaltung sich im Laufe von $1\frac{1}{2}$ Jahren in Bezug auf das Maß der Erweiterung unserer deutschen Flotte und auf das Tempo im Schiffsbau ganz andere Anschauungen herausgebildet hätten, und daß die **Begründung** für diese Aenderung fehlt. In der That hat sich in den letzten beiden Jahren in Bezug auf die Beurtheilung des **Werthes** der großen Panzerschiffe für die Vertheidigungs- und Angriffskraft eines Staates nichts geändert, auch heute noch wird man über diesen Werth ein definitives Urtheil nicht abgeben können. Das war es, was den früheren Chef der Marine-Verwaltung, dessen Verdienste um die Entwickelung derselben gewiß niemand wird bestreiten wollen, dazu veranlaßte, dem Bau von größeren Panzerschlachtschiffen in weiterem Umfange bis zum letzten Augenblick zu widerstreben. Als die „Köln. Ztg." im Jahre 1888 Herrn v. Caprivi deswegen auf das heftigste angriff und als dieser Angriff im Reichstage zur Sprache gebracht wurde, erklärte General v. Caprivi mit voller Entschiedenheit, daß er durchaus noch auf dem Boden der Denkschrift von 1884 stehe und daß der Reichskanzler sowohl wie die verbündeten Regierungen ausdrücklich ihre Zustimmung dazu gegeben hätten. Und in dieser Denkschrift von 1884, deren Inhalt Herr v. Caprivi auch 1888 noch als zutreffend vertrat, wird ausgeführt, daß die deutsche Flotte zwar gepanzerte Schlachtschiffe gebrauche, um ein der Weltstellung des deutschen Kaiserreiches angemessenes Auftreten seiner Flotte zu ermöglichen, daß aber die Frage, ob statt **größerer** Schlachtschiffe der Bau **gepanzerter** Corvetten oder Kanonenboote anzustreben sei, noch **unentschieden** bleiben müsse, und daß eine Marine wie die deutsche sich „den **Luxus fehlgeschlagener Experimente** nicht **gewähren** könne". Die Regierungsdenkschrift vom Jahre 1887 hatte denn auch in Consequenz dieser Anschauung als die Ziele für die nächsten Jahre bezeichnet: den Bau von zehn neuen Panzerfahrzeugen, und hierzu, sowie zu den anderen Ersatz- und Neubauten wurden verlangt für die nächsten fünf Jahre je acht Mill. Mk. Es wird nicht geleugnet werden können, daß nach dem Abgang des Hrn. v. Caprivi andere Anschauungen die Oberhand gewonnen haben. Der gegenwärtige Etat verlangt, obwohl seit jener Denkschrift noch nicht drei von den fünf Jahren abgelaufen sind, statt 8 Millionen über 38 Millionen für Schiffsbauten. Diese Thatsache ist unumstößlich. Hr. v. Bennigsen konnte denn auch nicht umhin, am zweiten Tage der Berathung einzuräumen, daß man die Frage der Schiffsbauten „seit dem vorigen Jahre anders behandelt", als vorher. Man wird der Opposition es nicht verargen können, daß sie eine ausreichendere Begründung für diese Aenderung verlangte. Die Flotte nimmt in Bezug auf das Vertheidigungs- und Angriffsmoment im Kriege immer nur die zweite Stelle ein. In einem Augenblick, in welchem weit über 100 Millionen für die Stärkung unserer Kriegsmacht **zu Lande** gefordert werden, müßte schon mit Rücksicht darauf davon Abstand genommen werden, den Rahmen des Flottenbaues in einem solchen unerwarteten Umfange zu erweitern. Ohnehin sind die Ausgaben des Reiches für die Marine in den letzten Jahren unverhältnißmäßig gewachsen. Im Jahre 1874 betrug das Ordinarium der Marine $16\frac{1}{2}$ Millionen, im Jahre 1882/83 $25\frac{1}{2}$ Millionen und im vorgelegten Etat, wenn man die Ersatzbauten, die früher im Ordinarium standen, jetzt aber im Extraordinarium, mit berücksichtigt, bereits 41 Millionen. Das Extraordinarium ist außerdem durch den beschleunigten Schiffsbau, der überdies die Preise in die Höhe treibt und die Werften zu einer plötzlichen Erweiterung ihres Betriebes zwingt, in noch weit höherem Maße gewachsen. Das übelste ist aber, daß sich zur Zeit noch garnicht übersehen läßt, welche Verbindlichkeiten mit diesen großen Bewilligungen für die Zukunft übernommen werden. Auf alle Anfragen, welche in dieser Beziehung aus dem Reichstage an die Vertreter der Marineverwaltung gestellt worden sind, ist nur eine unbestimmte oder ausweichende Antwort ertheilt. Während der General v. Stosch, bald nachdem er in sein Amt eingetreten war, einen genauen und in Bezug auf die finanzielle Tragweite ganz durchsichtigen Plan für die nächsten zehn Jahre vorlegte, einen Plan, hinter dem er bei der Ausführung sogar im Ordinarium um 2 Millionen zurückblieb, hat die Volksvertretung jetzt keinerlei bestimmte Auskunft darüber erhalten, in welchem Umfange sie finanzielle Verbindlichkeiten durch die vorjährigen und diesjährigen Bewilligungen für die Zukunft übernimmt.

Die deutsche Flotte, das jüngste Kind des deutschen Reiches, ist auch zugleich das Lieblingskind des deutschen Volkes. Es waren vorzugsweise die liberalen Parteien, welche die Flotte in der Volksvertretung und außerhalb derselben mit ihren Sympathien getragen und gefördert haben. Das kann aber nicht dazu veranlassen, daß Deutschland, zumal in seiner finanziellen Lage, bei der Entwickelung der Flotte über den Rahmen hinausgeht, welchen das deutsche Reich inne zu halten gezwungen sein wird. Die Hauptkraft liegt in der Landarmee. Größere Seeschlachten mit den Flotten ersten Ranges zu bestehen, ist die deutsche Flotte nicht bestimmt. Die Grenzen ihrer Thätigkeit sind durch die Vertheidigung der Küsten und durch den Schutz des auswärtigen Handels vorgezeichnet.

Wer hat Recht?

In dem Streitfall zwischen England und Portugal steht die Sympathie der meisten maßgebenden Organe Europas, ausgenommen natürlich der englischen, auf der Seite Portugals. Wenn auch die Rechtsfrage zu Gunsten Englands entschieden wird, so hat doch das schroffe Vorgehen Englands gegen das schwächere Land Unwillen erregt und jedenfalls den Portugiesen die allseitigste Theilnahme gesichert. Was den Protest der portugiesischen Regierung anbetrifft, in welchem sie sich auf den Artikel 12 des Berliner Congo-Vertrages beruft, so ist an Folgendes zu erinnern:

Dieser Artikel der Congoacte vom 26. Februar 1885 enthält die Bestimmungen über die Vermittelung, welche im Falle von Streitigkeiten über das Besitzrecht in allen zum Vertragsgebiete des Congobeckens gehörenden Ländereien einzutreten habe. Später dehnte man diese Vermittelung auf alle afrikanischen Landstrecken aus, in denen europäische Colonien entstehen würden. Daher kommt es, daß man in Lissabon die Congoacte für den Streit am Zambesi- und Schirefluß anruft. Lieber wäre es den Portugiesen ohne Zweifel, wenn sie sich auf den Vertrag mit England vom 8. Februar 1884 stützen könnten, der sich zwar zunächst auf die westafrikanischen Küstengebiete zwischen dem 5. und 8. Grad südlicher Breite bezog, indeß auch einiges über die Besitzverhältnisse am Zambesi festsetzte. Leider ist aber dieser Vertrag, welcher zu dem Zwecke geschlossen war, den jungen Congostaat vom Meere abzuschließen und alle seine überseeischen Verbindungen von Portugal und England abhängig zu machen, nie rechtskräftig geworden. Fürst Bismarck nahm sich des bedrohten Congostaates an, und in Folge eines Erlasses des Grafen Hatzfeldt vom 11. April erklärte der deutsche Gesandte in Lissabon, Deutschland werde den Vertrag niemals anerkennen. Darauf ließ ihn England selbst fallen, er ward dem Parlament nicht vorgelegt und in den Archiven begraben. Portugal könnte höchstens jetzt das englische Cabinet daran erinnern, wie einträchtig und freundschaftlich beide Staaten vor kurzer Zeit zusammengingen, als ihr Vortheil ein gemeinsamer war. Ein Appell Portugals an die Mächte wird aus Mangel an rechtlichen Gründen wenig Erfolg haben. Portugal ist nicht ohne Schuld. Daß Major Serpa Pinto den Makololos die englischen Fahnen abnahm, konnte er mit der Hitze des Gefechtes entschuldigen. Aber daß er die Dampfer der African Lake Company zwang, die englische Flagge niederzulassen, war ein grober Fehler, eine Beleidigung des britischen Nationalgefühls. Hat er schließlich wirklich in dem streitigen Gebiete Befestigungen errichtet, so beging er abermals eine Thorheit, für welche seine Regierung, sein Vaterland jetzt empfindlich büßen müssen. Er hat durch sein unbesonnenes Vorgehen das Ultimatum Salisburys herausgefordert, er hat vergessen, daß es von dem Kleinen allezeit sehr unklug ist, den Großen zu reizen.

Das Recht ist also nicht auf Portugals Seite. Wenn man zwei Jahrhunderte lang sich um seinen afrikanischen Besitz garnicht kümmert und dann mit einem Male, weil andere ihre Ansprüche geltend machen, auf die alten Rechte pocht, die man früher nie thatsächlich ausübte, so muß man besonders vorsichtig auftreten. Serpa Pinto hat es aber an aller Vorsicht fehlen lassen und England muthwillig verletzt. Der Zorn der Engländer ist daher zu begreifen. Dennoch hätte man geglaubt, daß man in London in Anbetracht der alten Freundschaft mit Portugal schonend verfahren werde.

Deutschland.

Zum Wahlkampfe in der „preußischen Vendée".

Bekanntlich herrscht nun schon seit Wochen ein heftiger Kampf innerhalb der Cartellpresse wegen einiger westfälischer Wahlkreise, namentlich Bielefeld, dann Siegen und Horford. Hier candidiren die Herren v. Hammerstein, Stöcker und Kleist-Retzow, Reactionsritter vom Scheitel bis zur Sohle, und die Nationalliberalen möchten gern trotz des Cartells gegen diese Candidaturen Front machen, nachdem sie so lange mit der Vorstellung auf die Wählerschaft Eindruck zu machen versucht haben, daß die „Extrem-Conservativen" abgestoßen werden sollten oder schon wären, woraus erhellen sollte, daß das Cartell garnicht so schlimm sei. Man hat bekanntlich gerade in den letzten Tagen wieder zu diesem Behufe den Namen Sr. Majestät des Kaisers in den Kampf hineingezogen und ein Berliner nationalliberales Blatt begeisterte sich bereits zu der Weissagung, daß, da der Kaiser die „Kreuzztg." nicht lese, nunmehr die Krone zu einer liberalen Politik geneigt sei, eine Annahme, die freilich nur den Effect hatte, daß in einem anderen nationalliberalen Blatt, den „Hamb. Nachr.", ein Officiöser die (schon erwähnte) abkühlende und vielsagende Bemerkung machte, der Kaiser habe

---

Der Mattenbauer.

(Nachdr. verboten.)

16) Eine historische Erzählung aus dem Elsaß.

Von Marie Loeper-Housselle.

(Fortsetzung.)

Ruth trat ans Fenster, einzelne Sterne waren bereits sichtbar, und als sie unwillkürlich ihren Blick zum Himmel hob, traf sie's wie ein süßer Schreck ins tiefste Herz, als sie ihren Lieblingsstern grad' über dem Fenster hell strahlen sah.

Lautlos, bewegungs-, fast athemlos stand sie und ihr Blick konnte nicht lassen von dem leuchtenden Licht.

Da fühlte sie ihre Schulter berührt, sie wendete sich und sah in die thränenschweren Augen Benedicts.

„Soll ich dem Vater Botschaft senden?" fragte er.

„Thu's heute nicht mehr, er schläft wohl schon; ich bringe sie morgen früh ihm selber", antwortete sie, indem sie ihm die Hand reichte. „Sag's der Anna Bebi, sie hat auch viel verloren."

Anna Bebi kam und weinte bitterlich, daß nun die gute Meistersfrau nicht mehr für sie sorgen sollte, zählte alle Tugend und alle Wunderlichkeiten auf, erzählte der Ruth von diesem und von jenem Wort, das die Meistersfrau gesagt hatte bei dieser oder jener Gelegenheit, und verschaffte somit ihrem Herzeleid Luft, während Ruth und Benedict schweigsam am offenen Fenster saßen und ihren eigenen Gedanken und Empfindungen nachsannen.

Als der Morgen kam, besorgte Ruth mit Anna Bebi, was zu besorgen war, und dann eilte sie zu ihrem Vater und zum Meitschi.

* * *

Das Mütterli war zur Ruhe gebettet.

Der Mattenbauer und Ruth waren mit Benedict nun auf den Bodenhof gegangen. Sie saßen Abends auf der Bank im Garten. Ruth hielt das Meitschi auf dem Schooß, und während die beiden Männer von den Zeitereignissen sprachen, mußte Ruth dem Kinde erzählen, wo denn nun das Großmütti sei. Als es einige Minuten den Schilderungen des Aufenthalts im Himmel zugehört hatte, war es dessen müde und rief: „Und wo isch der Pappe?"

In der Hüet (Haut) bis üewer d'Ohre,
Wenn er nit dort isch, z'en isch er verlore.

„gell Pappe", sprang vom Schoß der Bas und lief zum Vater und Großvater und sagte ihre Reimlein auf und sang ihre Liedchen, so daß die trübe Stimmung des Vaters wich und er auf das heitere Geplapper des Kindes einging.

Als der Mattenbauer mahnte zum Heimgehen, erhob sich Ruth, um aus dem Haus Hut und Tuch zu holen, und Vreneli lief hinterdrein.

„Und wie wird es mit dem Meitschi", fragte der Mattenbauer, „giebst es uns mit?"

Ueber das Gesicht des Bodenbauers ging ein tiefer Schatten.

„Ja, Vater, wenn Ihr es haben wollt, für's Kind ist es auf alle Fälle besser, aber mir wird's erschrecklich einsam sein."

„Hm", machte der Mattenbauer.

„Vater", sagte da schnell entschlossen Benedict, indem er dicht an den Mattenbauer herantrat und ihm voll in die Augen blickte, wie es Melchior Schirmer so sehr liebte, „Vater, Ihr habt mir schon einmal eine Tochter gegeben, darf ich bei Ruth anfragen, ich' denk, sie thut's um Meitschis willen."

Des Mattenbauers Herz erzitterte vor Freude um seiner Ruth willen, aber er sagte ruhig: „Frag' sie selber, vielleicht thut sie's auch um deinetwillen."

„Glaubt Ihr's, Vater?" fragte er, und jetzt zitterte ihm das Herz gewiß nicht minder wie seinem Schwiegervater.

„Frag' sie, sag' ich, da kommt sie", und schnell ging er tiefer in den Garten hinein.

Ruth kam mit Vreneli auf dem Arm.

„Aelti, ich geh' mit Ruth-Bas mit", rief ihm das Kind entgegen.

„So, willst du mich ganz allein lassen, willst du nicht bei dem Aelti bleiben?"

Ruth horchte auf, aber mehr auf den Klang seiner Stimme als auf die Worte.

„Ja, aber Ruth-Bas muß auch hier bleiben", sagte das Meitschi mit der ihm eigenen Entschiedenheit.

„Aber, wenn Bas Ruth nit bleiben will?" sagte Benedict. Ruth setzte sich und band dem Kind das Tuch fester um.

„Gell, du willst, Ruth-Bas?" fragte es eindringlich, mit dem kleinen Händchen der Bas unter das Kinn fassend und es hebend, da dieselbe beim Binden den Kopf geneigt hatte.

„Du weißt ja nit, ob der Aelti mich will", versuchte sie zu scherzen, aber die Stimme bebte so daß dem Aelti ganz wunderlich zu Sinn ward, und als Ruth zu ihm aufsah, da er sich neben sie setzte, verriethen seine Augen, daß er nur zu begehrlich es wollte.

„O, Ruth, hätt' ich dich früher gefragt, wir hätten's Mütterli noch", klagte er, ihre Hand ergreifend.

Sie erwiederte den Druck seiner Hand warm und sprach: „Du fragst noch nit zu spät, Benedict und wenn der Vater —"

„Der Vater hat nichts dagegen", unterbrach er sie, „ich hab' ihn gefragt."

„Dann laß uns zu ihm gehen, er soll uns segnen."

Sie stand auf, er nahm ihr das Kind ab und sie gingen zum Vater. Dieser kam ihnen entgegen. Unter einem Apfelbaum, der über und über mit Blüthen bedeckt war, trafen sie zusammen.

„Vater, ich habe Ruth gefragt", begann Benedict.

„Wenn du unseren Bund segnest, Vater, dann will ich ihn schließen für Zeit und Ewigkeit", sprach sie mit Feierlichkeit.

Der Vater aber sprach: „Drei schöne Dinge sind, die beiden, Gott und den Menschen, wohlgefallen. Wenn Brüder eins sind uud die Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib sich mit einander wohl begehen. Mögen diese drei schönen Dinge Euch bleiben immerdar."

„Amen", sprachen Benedict und Ruth. Der Vater nahm das Kind auf seinen Arm und ging davon. Benedict aber umpfing Ruth, und als sie ihren Kopf von der Brust des geliebten Mannes hob, schaute sie auch durch die blühenden Zweige des Apfelbaumes und sagte, da Benedict sie gar zu stürmisch wieder an sich ziehen wollte: „Da steht er!"

„Wer, Ruth? wer?" fragte er, erschreckt sich umwesend.

„Der Stern, schau, wie er funkelt."

„Was hat's mit dem Stern?" fragte er erstaunt.

„Komm, daß der Vater nit wartet; ich will dir's erzählen."

Und sie gingen dem Vater nach, der bereits den Hof verlassen hatte, und während der Großvater dem Kinde erzählte, wer die Sterne alle angezündet und was die weißen Schäfchen am Himmel spielten, und woher der Bach kam, der ihnen zur Seite rauschte, und was die Bäume im Walde den Vöglein im Neste für Schlummerlieder sängen, erzählte Ruth dem von ihr so lange heimlich geliebten Manne von ihrem Stern, wie sie ihm ihr Leid und ihre Lust gesagt, wie alle Zeit er sie getröstet und wie sie ihm vertraut, und von dem Waldessaume her trug der laue West die Worte des alten Liedes:

Es fliegen drei schneeweiße Tauben
Mal über mein Haus.
Doch Du mußt nicht laut reden,
Mußt schweigen nur still.
Wir kommen zusammen,
Wenn unser Gott es will.

„Horch, Ruth, den Sang: Wir kommen zusammen, wenn unser Gott will."

Schweigend stiegen sie bergan, und als sie den Vater einholten, fanden sie auch ihn schweigend, denn Vreneli war, das Knöpfle auf seine Schulter gelehnt, eingeschlafen. Und so stiegen sie zu dreien schweigsam zum Mattenhof hinauf, eines jeden Herz von Dank und Freude tief bewegt, jeder stark sich fühlend zu tragen das Leben, es bringe an Leid ihm oder Freude, so viel oder so wenig es ihm bestimmt.

sich wohl für das Cartell, sonst aber für nichts ausgesprochen. Ein zweiter Schlag gegen das Gebäude der auf die „Abstoßung" derer um Hammerstein aufgebauten mittelparteilichen Fictionen und Täuschungsversuche gegenüber der Wählerschaft wird nun soeben von einem anderen Hamburger Organ geführt. Im „Hamb. Corr." wird nämlich in einem ihm aus Berlin zugehenden Artikel „Cartell und Wahlbewegung" den Nationalliberalen ihr Verhalten energisch verwiesen; es sei mit dem Cartellabkommen „ohne Frage unvereinbar". Gegen Hammerstein aufzutreten rechtfertige zwar dessen eigene Cartellfeindschaft, aber ein Eintreten für Stöcker Selbstmord zu nennen, wie es die „Köln. Ztg." in einer liberalen Anwandlung gethan, das seien „zu starke Ausdrücke". Dann heißt es weiter:

„Absolut aber ist gar kein Grund — immer vom stricten Cartellstandpunkt aus gesprochen — für die Gegnerschaft gegen die Candidatur v. Kleist-Retzow ersichtlich. Herr v. Kleist zählt sich zwar selbst dem äußersten rechten Flügel zu, aber **dieser Flügel gehört ohne allen Zweifel mit zum Cartell**, ob man das beklagen mag oder nicht, und **nachdem sich die nationalliberale Fraction darein gegeben hat, ihre Unterschriften neben diejenigen der extremen Reichstagsmitglieder von rechts zu setzen**, wäre zu wünschen, daß die örtlichen Parteivorstände das Cartell **so hinnehmen, wie es ist**, und nicht ohne dringendste Noth den Ausschluß der extremen Richtung, worunter im Einzelfalle nicht selten schon deutschconservativ, also die eine ganze Cartellpartei verstanden wird, zur Bedingung ihres Beitrittes machen."

So der energische Rath eines rechtsnationalliberalen Blattes für die Nationalliberalen. Es ist ein offenes, ehrliches Wort und verscheucht den Dunstkreis, den die in den Fesseln des Cartells liegenden Nationalliberalen in einiger Erinnerung an ihre liberale Vergangenheit zur Täuschung ihrer selbst und zu derjenigen der Wähler aufgewirbelt haben. Der „Hamb. Corr." verschmäht das Versteckspielen; er nennt die Dinge wie sie sind: Kleist-Retzow und Genossen gehören zum Cartell. Die Unterschrift Bennigsens steht neben der des antisemitisch-reactionären Hofpredigers und laut Pact und Vertrag müssen die Freunde des ersteren mit denen des letzteren Arm in Arm marschiren. Eine „Abstoßung" dieser Richtung von den Conservativen ist „lediglich eine innere Frage der letzteren", wie der „Hamb. Corr." an einer anderen Stelle sagt, geht also die Nationalliberalen garnichts an. Das ist eine bittere Pille, aber sie ist verdient und giebt der in diesem Falle freilich recht traurigen Wahrheit die Ehre.

Des weiteren tritt der „Hamb. Corr.", cartelltreu wie es ist, für Stöckers Candidatur insofern ein, als er die Angabe, daß der Oberkirchenrath dem Herrn Hofprediger alles politische Redenhalten außerhalb des Reichstages untersagt habe, als „durchaus irrig" bezeichnet und bemerkt:

„Als sich Stöcker auf directe kaiserliche Veranlassung zu Gunsten seines geistlichen Amtes entschied, ging er lediglich die Verpflichtung ein, auf die politische Agitation als Führer der christlich-socialen Partei in öffentlichen Versammlungen Berlins zu verzichten, und es war ihm ausdrücklich die politische Thätigkeit in seinem Reichstagswahlkreise vorbehalten."

Zum Schlusse ertheilt der „Hamb. Corr." seinen Parteigenossen noch eine weitere Lehre, die in der That recht am Platze ist. Er schreibt:

„**Im höchsten Grade widerwärtig ist das Hineinziehen des Namens der Kaiserin in den Wahlkampf** des Siegener Kreises. Mögen die dortigen Lokalblätter Wahres oder Falsches berichten."

Das ist ein überaus wahres und zutreffendes Wort, aber wir bitten den „Hamb. Corr." höflichst darum, sich desselben auch zu erinnern und sein Thun nach ihm einzurichten, wenn es sich um den Kampf gegen die Freisinnigen handelt.

* **Berlin**, 18. Jan. **Die Anzahl der Polen in Berlin** wird von dem „Orendownik" auf ca. 50 000 angegeben. In der Correspondenz wird das Bedauern darüber ausgesprochen, daß von den intelligenteren Polen in Berlin fast kein einziger sich mit polnischen Angelegenheiten befasse und die meisten von ihnen sich mit deutschen Frauen verheirathen, so daß die Nachkommen schon in der ersten Generation germanisirt werden.

* **[Die Gräfin Hartenau]**, die Gemahlin des Prinzen Alexander von Battenberg, ist von einem Knaben entbunden.

* Der bekannte Professor **Jürgen Bona Meyer** in Bonn ist zum Geh. Reg.-Rath ernannt worden.

* **[Eisenbahncommission.]** Die „Köln. Ztg.", welche wiederholt den Eisenbahnminister v. Maybach einer scharfen Beurtheilung unterzogen hat, fordert das Abgeordnetenhaus auf, in diesem Jahre endlich einmal eine besondere Eisenbahn-Commission niederzusetzen, welche sich gründlicher, als es die Budgetcommission vermag, mit dem Eisenbahnetat und den für unser ganzes Verkehrswesen so wichtigen Grundsätzen unserer Eisenbahnverwaltung beschäftigt:

„Die Verhandlungen des vorigen Jahres im Abgeordnetenhause sollten doch abschreckend genug gewirkt haben; die vielen Millionen des Etats der Eisenbahnverwaltung sind in zwei Sitzungen in wenigen Stunden durchberathen worden; in jeder Minute sind zwei Millionen bewilligt und wichtige Fragen des ganzen Verkehrswesens sind bei den Berathungen kaum gestreift worden. Es liegt im dringendsten Interesse der Würde des Abgeordnetenhauses, daß solche Berathungen nicht wieder vorkommen, und hier kann nur eine besondere Eisenbahncommission Abhilfe schaffen."

Die freisinnige Partei ist dieser Anregung durch ihren Antrag auf durchgreifende Tarifreform zuvorgekommen.

* **[Der internationale Bergarbeitercongreß.]** Einer Meldung der „Köln. Volksztg." aus Saarlouis zufolge sind die Angaben über Zeit, Ort und Vorsitz des internationalen Bergarbeiter-Congresses gutem Vernehmen nach verfrüht. Ob der Congreß in Deutschland oder Belgien abgehalten werden soll, ist heute noch unbestimmt.

* **[Zur Bergarbeiterbewegung.]** Nach Mittheilungen, welche an der Berliner Börse vorlagen, soll das Comité der niederrheinisch-westfälischen Bergarbeiter an den Bergbaulichen Verein ein Schreiben gerichtet haben, in welchem dasselbe vom 1. Februar ab 50 Proc. Lohnerhöhung und die achtstündige Schicht incl. der Ein- und Ausfahrt verlangt.

Alle Pariser Blätter wenden sich in Ausdrücken tiefster Entrüstung gegen die „Rheinische Ztg.", welche Frankreich beschuldigt, mit seinem Gelde die Erregung in den rheinischen Bergmannskreisen zu unterhalten.

* **[Erhöhung des Einkommens der Eisenbahnbeamten.]** Der preußische Staatshaushalt enthält eine Erhöhung des Einkommens der Eisenbahnbeamten um 7 626 000 Mk., die sich in der Hauptsache wie folgt vertheilen:

1. Gehaltserhöhungen zum Betrage von 496 000 Mk. Vom 1. April 1890 ab treten für folgende Beamtenkategorien Erhöhungen der Minimal- und Maximalsätze in Kraft: Betriebs- und Verkehrscontroleure (Minimalgehalt auf 2700), Werkstättenvorsteher (Maximalgehalt auf 3600), Telegraphenaufseher (2100), Zeichner und Kanzlisten (2100), Telegraphisten (1650), Lademeister (1650), Rangirmeister und Wagenmeister (1500), Packmeister (1300), Schaffner (1050), Bremser (1050) Mk. Zugleich werden für diese Beamtenklassen Dienstaltersstufen in Aussicht genommen derart, daß sie in jeder Stufe des Gehaltsbetrages 3 Jahre verbleiben.
2. Neue Stellenzulagen von zusammen 1 020 000 Mk. für die unteren Eisenbahnbeamten auf den Bahnhöfen und Bahnstrecken der Industriegebiete, sowie der Hafen- und größeren Verkehrsplätze mit Rücksicht auf die besondere Schwierigkeit und Verantwortlichkeit der Dienstverrichtungen. Die Stellenzulage soll bis zu 150 Mk. betragen, nicht pensionsfähig sein und neben dem pensionsfähigen Gehalt und dem Wohnungsgeldzuschuß gewährt werden.
3. Dienst- und Stellenzulagen von zusammen 40 000 Mark für Stationsassistenten auf den Bahnhöfen großer Verkehrscentren, [illegible] Stationen bis zu 240 Mark, sowie Stellenzulagen bis zu 300 Mark den Vorstehern der durch den Umfang der Verkehrsbeziehungen hervorragenden Güterexpeditionen.
4. Mehrbeträge im Gesammtbetrage von 1 916 000 Mark werden dadurch erforderlich, daß Vermehrungen der etatsmäßigen Beamten in Aussicht genommen sind. Insbesondere sollen 1016 etatsmäßige Stellen für Locomotivführer, Heizer, Zugführer, Packmeister, Schaffner und Bremser vermehrt werden. Ebenso sollen Stellen von Bahnmeistern bezw. Weichenstellern, Stationsassistenten, Stationsaufsehern in Stellen für Weichensteller bezw. Weichensteller erster Klasse, Stationsaufseher, Stationseinnehmer, Güterexpedienten verwandelt werden. Auch außeretatsmäßige Stellen der Art sollen in etatsmäßige Stellen umgewandelt werden.
5. Lohnerhöhungen für die gegen Lohn und Diäten beschäftigten Personen im Gesammtbetrage von 2 360 000 Mk., wodurch eine allgemeine Verbesserung der Löhne für die Eisenbahnarbeiter erfolgt.

Frankreich.

* **[Die Versorgung von Paris im Fall einer Belagerung]** beschäftigt den „Soleil" trotz der hin und wieder fliegenden Friedenstauben ganz ernstlich. Die Zahl der dann zu versorgenden Personen würde nach Schätzung des Kriegsministers 3 Millionen betragen. Dieselben würden täglich 1½ Million Kilogramm Brod brauchen oder monatlich ⅓ Million Centner Mehl. Für 5 Monate (die letzte Belagerung dauerte 4½) wären für die Pariser Bevölkerung 930 000 Centner Getreide und 1 Million Centner Mehl nöthig. In gewöhnlichen Zeiten habe Paris nur einen für 14 Tage ausreichenden Brodvorrath. Außerdem müsse Paris genügend mit Fleisch, Gemüsen, Colonialwaaren etc. im Kriegsfalle versehen sein. Wegen Mangels an Milch war die Sterblichkeit unter den Kindern während der Belagerung ungeheuer groß. Nur für Kranke und Kinder brauche Paris wenigstens 10 000 Milchkühe. Wichtig sei auch die Beschaffung von Brennmaterial. Die Stadt verbrenne jährlich 1 Million Tonnen Steinkohlen, 7—800 000 Raummeter Holz und 5 Millionen Hectoliter Holzkohle.

Italien.

Rom, 17. Jan. Anläßlich der Erkrankung des Herzogs von Aosta begiebt sich **der König heute** Abend 11 Uhr nach Turin. (W. T.)

Telegraphischer Specialdienst
der Danziger Zeitung.

Reichstag.

Berlin, 18. Januar. Der Reichstag setzte heute in Ergänzung der **zweiten Berathung des Etats** zunächst die **Höhe der Matricularbeiträge** nach Maßgabe der dort gefaßten Beschlüsse fest. Bei der dann folgenden zweiten Berathung des Etatsgesetzes und Anleihegesetzes entspann sich eine kurze Debatte über die Frage der Amortisation der Reichsschuld, wobei sich außer dem Referenten Freiherrn v. Huene (Centr.) die nationalliberalen Abgg. Kalle und v. Bennigsen und Abg. Rickert betheiligten.

Darauf erfolgte die dritte Berathung des von dem Abg. v. Huene eingebrachten Gesetzentwurfs betreffend die **Wehrpflicht der Geistlichen**, wobei sich außer dem Antragsteller v. Huene und dem Referenten Kohli die Abgg. v. Kleist-Retzow, Enneccerus, Nobbe, Dr. Baumbach und v. Ellrichshausen betheiligten. Der freisinnige Abg. Baumbach war in diesem Falle ausnahmsweise mit dem conservativen Abg. v. Kleist-Retzow einer Meinung. Der **Antrag Huene** wurde mit 121 gegen 89 Stimmen **abgelehnt, angenommen** dagegen der **Antrag v. Kleist-Retzow und v. Kardorff:**

„Militärpflichtige römisch-katholischer Confession, welche sich dem Studium der Theologie widmen, werden in Friedenszeiten während der Dauer dieses Studiums bis zum 1. April des siebenten Militärjahres zurückgestellt. Haben dieselben bis zu dem vorbezeichneten Zeitpunkte die Subdiaconatsweihe empfangen, so werden diese Militärpflichtigen der Ersatzreserve überwiesen und bleiben von den Uebungen befreit."

Ebenso wurde die Resolution **Kleist-Retzow** angenommen:

„Den Reichskanzler zu ersuchen, herbeiführen zu wollen, daß Einjährig-Freiwillige, welche sich dem Studium der Theologie einer mit Corporationsrechten ausgestatteten Religionsgesellschaft widmen, in Friedenszeiten auf ihren Antrag nach halbjährigem Dienste mit der Waffe das zweite Halbjahr in der Krankenpflege dienen."

Der Antrag Windhorst auf **Aufhebung des Expatriirungsgesetzes** wird in der dritten Lesung ohne Debatte **angenommen**.

Der Antrag Windthorst auf **Freigebung aller Culte in den Schutzgebieten** wurde nach längerer Debatte, an welcher sich die Abgg. Kulemann, Stöcker, Windthorst und v. Struckmann betheiligten, gegen die Stimmen des Centrums, des Freisinns und einzelner Mitglieder anderer Parteien **abgelehnt**. Ebenso wurde ein dazu eingebrachter Antrag Stöcker gegen die Stimmen der Mehrzahl der Conservativen, der Freiconservativen und eines Theiles der nationalliberalen Partei abgelehnt.

An letzter Stelle folgte die dritte Berathung der Anträge Ackermann und Genossen betr. die **Einführung des gewerblichen Befähigungsnachweises**. Einzelne Paragraphen wurden gegen die Stimmen der Freisinnigen, Nationalliberalen, Socialdemokraten und eines Theiles der Reichspartei mit geringer Mehrheit angenommen. Bei der Abstimmung über die Einleitung und die Ueberschrift bezweifelte Abg. **Kröber** (Volkspartei) die Beschlußfähigkeit des Hauses. Die in Folge dessen vorgenommene Zählung ergab die Anwesenheit von nur 188 Mitgliedern, das Haus war somit beschlußunfähig und der Gegenstand blieb unerledigt. Die Beschlußunfähigkeit wurde festgestellt, um nachzuweisen, daß das Gesetz über den Befähigungsnachweis lediglich durch die Beschlußunfähigkeit des Hauses in dieser Fassung angenommen ist.

Am Montag steht die Berathung der **Dampfervorlage** auf der Tagesordnung, welche heute (wie in einem Theile der gestrigen Abend-Nummer gemeldet ist) von der Commission mit 18 gegen 2 Stimmen angenommen worden ist.

In **Reichstagskreisen herrscht Mißstimmung** darüber, daß immer noch nicht bekannt ist, welche **Absichten die Regierung** bezüglich des **Socialistengesetzes** hat. Niemand weiß, ob dasselbe durchberathen werden soll. Die Abgeordneten sind nicht in der Lage, irgend welche Dispositionen zu treffen.

Berlin, 18. Januar. Die „National-Zeitung" erfährt, daß der **Minister Herrfurth** einen Erlaß an die Oberpräsidenten gerichtet habe, der **Kaiser** habe bestimmt, sein **Geburtstag** dürfe durch die hergebrachten Festmahle gefeiert werden, jedoch ohne Musik. Die Trauerabzeichen seien abzulegen.

Berlin, 18. Jan. Bei der heute fortgesetzten Ziehung der 4. Klasse der 181. **preuß. Klassenlotterie** wurden Vormittags ferner gezogen:

30 Gewinne von 3000 Mk. auf Nr. 8833 10 461 15 130 21 924 23 081 26 545 27 666 41 688 47 165 52 143 53 068 57 673 60 030 80 032 88 537 99 380 106 185 106 649 113 379 128 836 145 711 146 157 146 654 149 303 158 054 172 758 173 591 173 918 184 146 185 302.

31 Gewinne von 1500 Mk. auf Nr. 6280 10 632 15 703 15 971 20 849 25 573 37 659 43584 46 019 47 145 47 165 47 919 52 209 53 405 62289 68 186 76 633 78 412 80 242 86 082 104 259 105 779 113 564 122 202 145 694 149 648 153 302 176 697 177 183 179 760.

In der Nachmittags-Ziehung fielen:

1 Gewinn von 300 000 Mk. auf Nr. 97 769

2 Gewinne von 10 000 Mk. auf Nr. 12 151 112 657.

3 Gewinne von 5000 Mk. auf Nr. 20 196 102 580 146 762.

33 Gewinne von 3000 Mk. auf Nr. 6628 22 089 22 164 33 097 38 654 39 735 56 773 75 896 80 474 90 083 91 453 93 835 97 901 101 725 103 859 108 480 110 586 125 593 130 525 131 449 136 781 138 036 139 277 143 874 144 871 154 000 154 518 161 319 166 602 167 119 170 391 184 592 184 721.

31 Gewinne von 1500 Mk. auf Nr. 9730 9968 13 640 15 081 27 331 36 774 52 587 77 310 85 298 87 964 88 397 101 040 104 903 117 494 120 670 122 234 130 107 130 974 133 404 135 740 135 917 140 418 142 126 157 291 158 122 167 862 178 920 183 632 183 928 186699 189004.

Wien, 18. Jan. Die **Verhandlungen zwischen den Deutschen und Tschechen** führten wenigstens einen modus vivendi, wenn auch keinen definitiven Friedensschluß herbei. Die Deutschen ließen die Forderung der Feststellung der deutschen Sprache als Staatssprache in der Schwebe, ebenso wie die Tschechen den principiellen Standpunkt des böhmischen Staatsrechts. Die Kernfrage über die Sprache der Gerichte in Deutschböhmen soll von Bezirk zu Bezirk nach praktischem Bedürfnisse gelöst werden, eine Arbeit, welche freilich noch langwierige Untersuchungen nöthig macht. Volle Einigung wurde erzielt betreffs der Theilung des Landesschulraths, des Landesculturraths und des Oberlandesgerichts. Es wurde festgestellt, daß die Gerichtsbezirke strenge nach der Sprache abgegrenzt werden sollen. Endlich erzielten die Deutschen die Abnahme der Last, die tschechischen Schulen in ihren Städten erhalten zu müssen. Sicherem Vernehmen nach ist von der Krone auf beide Theile eine starke Pression ausgeübt worden, um wenigstens dahin eine Verständigung zu erzielen. Die **Deutschen** werden, sobald die wichtigsten Punkte in Wirksamkeit getreten sein werden, also im Herbst, in **den böhmischen Landtag wieder eintreten**, dagegen der kurzen Nachsession im Januar fern bleiben. Die Journale beider Parteien erklärten ihre Zustimmung.

Pest, 18. Januar. Bei der Berathung des **Landesvertheidigungsbudgets** im Abgeordnetenhause erklärte der Minister für Landesvertheidigung Freiherr v. Fejervary gegenüber der Klage des Abg. Raaß, daß unter der gegenwärtigen Regierung die Bestigung der ungarischen Grenzen gänzlich vernachlässigt sei, die Regierung habe zunächst die dringendsten Befestigungsarbeiten im Auge gehabt. Nunmehr würden auch andere wichtigere Punkte in Ungarn an die Reihe kommen.

Luzern, 18. Januar. Das Dampfschiff „Stadt Basel" durchschnitt heute Morgen 6 Uhr 30 Minuten ein von Weggis kommendes Marktschiff, welches trotz des Nebels keine Laterne mitführte. Vierzehn Personen fielen in den See, konnten aber gerettet werden.

Paris, 18. Jan. Es verlautet, daß die Regierung Anfang Februar das **Budget** mit Herabsetzung der Grundsteuer, sowie Abänderung der Getränke- und Zuckersteuer vorlegen werde.

Paris, 18. Januar. Die Blätter warnen die Kammer vor dem Antrage, einen **Ausschuß zur Entgegennahme vertraulicher Mittheilungen über die auswärtige Politik** einzusetzen; das sei ein boulangistischer Kniff, bestimmt die Boulangisten vor dem Volke als Retter Frankreichs erscheinen zu lassen.

— Präsident Carnot hat die **italienischen Fischer**, die wegen Schmuggelei in Gabes festgenommen worden waren, begnadigt.

— In **Nantes** bildet sich ein **Syndicat** mit einem Kapital von angeblich 36 Millionen Francs zum **Ankauf der sämmtlichen dortigen Sardinenfabriken**. Einige bretonische Blätter jammern, das Syndicat sei mit deutschem Gelde gegründet und Deutschland bemächtige sich der nationalen Sardine.

— In der **Kammer** dankte der Vicepräsident Mahy im Namen Floquets für dessen Wahl zum Präsidenten und sprach das Bedauern Floquets aus, daß er in Folge eines Trauerfalles in seiner Familie behindert sei, heute den Vorsitz in der Kammer zu führen. Der Abg. de Montfort (Rechte) interpellirte über die schlechten Nachtlager der Soldaten. Der Kriegsminister Freycinet gab eine bezügliche Erklärung ab und die Kammer votirte demselben ein Vertrauensvotum. Der Abg. Peytral theilte dem Finanzminister Rouvier seine Absicht mit, ihn betreffs der Gerüchte über die facultative Conversion der 4½procentigen Rente zu befragen. Rouvier antwortete, er müsse die Beantwortung solcher Fragen ablehnen, da seine Gedanken über diesen Gegenstand noch keine bestimmte Gestalt angenommen hätten.

— Die **Influenza** nimmt stetig ab.

Nancy, 18. Jan. Der Appellhof bestätigte die **Verurtheilung von vier Wahlagenten** des Deputirten Picot, des siegreichen Gegners von Jules Ferry, wegen **Wahlbestechung** mit Geldstrafen.

London, 18. Jan. Die portugiesischen Schiffsrheder haben die **englischen Kohlencontracte**

Ulrich Steiner hatte seinen Genossen den Bescheid vom Amtmann gebracht, daß derselbe über die Widersetzlichkeit der Anabaptisten nach Fontainebleau berichten würde. Er könne allerdings nicht verhüten, daß er und die anderen Bursche zu den Waffen müßten, aber er werde dafür sorgen, daß die Wiedertäufer ihre Schuldigkeit als Staatsbürger thun müssen, oder daß sie ihr Anrecht verlieren sollten, im Lande wohnen zu bleiben. Man hielt diese Antwort des Amtmanns aber geheim, damit die Mennoniten nichts davon erführen und von ihrer Seite nichts geschähe, was diese Petition kreuzte.

So ahnten die Mennoniten nichts von dem schweren Geschick, das sich über ihren Häuptern zusammenzog; jeder arbeitete mit neuer Lust und Liebe auf seinem Eigenthume, als wäre es ihm von neuem geschenkt.

Der Amtmann theilte die Bittschrift dem Intendanten vom Elsaß mit. Dieser wußte von der ersten Petition und der ablehnenden Antwort des Grafen und wollte diese Petenten auch zurückweisen. Der Amtmann aber, ängstlicher Natur, meinte, es könne zu offenen Widersetzlichkeiten kommen, man solle nur an Holland denken, und der König würde sie dann verantwortlich dafür machen, kurz, er wußte den Intendanten dahin zu bestimmen, nach Fontainebleau zu berichten. Auf den Bericht des Intendanten kam nach Verlauf von einigen Wochen folgender Brief: „Ihr Schreiben vom 24. v. M. habe ich erhalten und habe den König vom Inhalt desselben in Kenntniß gesetzt. Se. Majestät ist durchaus nicht gewillt, die Wiedertäufer, welche seit längerer Zeit im Elsaß ansässig sind, dort wohnen zu lassen, und Se. Majestät wünscht, daß Sie Maßregeln ergreifen, um die Wiedertäufer aus dem Lande zu verweisen, sei es durch eine allgemeine Verfügung, sei es durch besondere Bestimmungen, wie es am wenigsten hart erscheint. Se. Majestät ist der Meinung, daß es gut wäre, in der Verfügung darauf aufmerksam zu machen, daß nach dem Vertrage zu Osnabrück es nur denjenigen augsburgischer Confession gestattet sei, im Elsaß zu wohnen, worin Se. Majestät auch nichts zu ändern gedenke, aber die Wiedertäufer sind nicht mit inbegriffen und sollen daher keinesfalls in der Provinz bleiben."*)

Als der Intendant die Antwort gelesen, fiel es ihm doch schwer auf das Gewissen, der Urheber einer so harten Verfügung zu sein; er hatte eigentlich nicht eine entschiedene Ausweisung erwartet. So machte er die Antwort des Ministers noch nicht bekannt. Er entschloß sich, noch einen Brief zu machen, die Erlaubniß zu erhalten, die Ausweisungsordre nicht ausgeben zu dürfen; jedenfalls wollte er die Ausführung verzögern.

Er schrieb zu dem Zwecke noch einmal nach Fontainebleau und machte darauf aufmerksam, daß nicht nur die Protestanten der augsburgischen Confession, sondern auch die Reformirten durch den westfälischen Frieden geschützt seien und daß die Reformirten beunruhigt werden würden, wenn in der Ordre nur von der den augsburgischen Protestanten gewährten Freiheit die Rede wäre.

„Im übrigen füge ich hinzu, daß die Ausübung der verleumdeten Religion dem Königreiche keinerlei Schaden bringt; die Beamten haben ein wachsames Auge."

Die Antwort von Fontainebleau ließ nicht lange auf sich warten, sie war kurz und ließ keinerlei Deutung oder Verzögerung zu: „In der Ordre, welche Sie geben werden, um die Wiedertäufer zu verpflichten, den Elsaß zu verlassen, werden Sie rund heraus erklären, daß die Ausweisung erfolgt, weil von ihnen nicht im Friedensvertrage von Osnabrück gesprochen worden ist, sondern nur von Lutheranern und Reformirten, welchen gestattet ist, unbehindert im Elsaß zu leben."

So blieb dem Intendanten nichts anderes übrig, als die Ordre bekannt zu geben, denn Ludwig XIV. duldete in solchen Sachen keine Säumniß. Da in dem ersten Schreiben gesagt wurde, die Ausführung so wenig hart wie möglich zu machen, glaubte er sich berechtigt, den Ausweisungstermin möglichst weit hinauszuschieben; sonst stellte er den Termin auf 6 bis 9 Monate fest, damit sie genügende Zeit fänden, sich nach anderen Wohnplätzen umzusehen.

(Schluß folgt.)

*) Das französische Original im Archiv zu Colmar.

theils gekündigt, theils gebrochen und die Kohlen von deutschen Kohlenhändlern bezogen.

— Die „Times" erfährt, Major Macdonald, welcher von der englischen Regierung entsandt wurde, um im Verein mit dem deutschen Commissar v. Puttkamer die **Beschwerden der deutschen Regierung über die Royal-Niger-Company** zu untersuchen, habe, nachdem er unlängst aus der Region des Oelflusses zurückgekehrt sei, seinen Bericht dem Auswärtigen Amte unterbreitet. Der Bericht sei durchaus unparteiisch gehalten; aber, obwohl er nicht in allen Punkten mit den Darstellungen v. Puttkamers übereinstimme, schlage er wesentliche Verbesserungen in der Verwaltung der Niger-Company vor.

Rom, 18. Januar. Der französische Botschafter **Mariani** ist in Folge eines Rückfalles in Bronchitis heute Mittag gestorben.

Turin, 18. Januar. Der **Herzog von Aosta** empfing gestern Abend im Beisein seiner Gemahlin, seiner Schwester der Prinzessin Clotilde, seiner Kinder und des Herzogs von Genua auf seinen eigenen Wunsch die **Sterbesacramente**. Kaiser Wilhelm hat sich telegraphisch nach seinem Befinden erkundigt. Das heutige Frühbulletin lautet: Nach einer sehr unruhigen Nacht sind leichte Symptome der Besserung zu bemerken. 8½ Uhr Abends erklärten die Aerzte im Einverständniß mit Professor Baccelli seinen Zustand für sehr bedenklich.

Madrid, 18. Jan. Die Königin beauftragte den **Kammerpräsidenten Martinez mit der Bildung eines neuen Cabinets**. Martinez übernahm den Auftrag und will ein Ministerium der Versöhnung bilden.

Brüssel, 18. Januar. Der amtliche Anzeiger des unabhängigen Congostaates veröffentlicht Verfügungen, durch welche den **katholischen und protestantischen Missionen am Congo** die Rechte juristischer Persönlichkeiten zugestanden werden.

Sofia, 18. Januar. Die Municipalität hatte entsprechend einem von der Sobranje beschlossenen Gesetze die **Erhebung eines Eingangszolles** von 5 Procent auf bisher von Abgaben befreite Handelsartikel eingerichtet, wogegen die Vertreter Frankreichs, Italiens und Oesterreichs Widerspruch erhoben haben.

— Die militärische Commission zur Controle der Fabrikation der für **Bulgarien bestellten Manlichergewehre** begiebt sich heute nach Steyer.

Konstantinopel, 18. Jan. General **Strecker Pascha**, der ehemalige Commandant der ostrumelischen Miliz, ist gestorben.

Petersburg, 18. Jan. Behufs Maßnahmen zur **erfolgreichen und schnellen Neubewaffnung der Armee** sind zwei temporäre Commissionen eingesetzt, von welchen die eine unter dem Präsidium des Kriegsministers, die andere unter dem Adjuncten des Generalfeldzeugmeisters Cosiano stehen soll.

Am 20 Januar. S.-A. 7.45, S.-U. 4.14. **Danzig, 19. Jan.** M.-A. bei Tage. M.-U.

Wetteraussichten für Montag, 20. Januar, auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte, und zwar für das nordöstliche Deutschland:

Meist bedeckt und trübe mit Niederschlägen. Nebel oder Nebeldunst; kaum veränderte Temperatur. Schwacher bis mäßiger Wind, auffrischend in den Küstengebieten.

Für Dienstag, 21. Januar:

Bewölkt und trübe mit Niederschlägen bei mäßiger Kälte. Mäßige Winde; lebhaft in den Küstengebieten.

* **[Von der Weichsel.]** Bei Kulm ist der partielle Eisgang, welcher dort am Donnerstag eintrat, nun auch vorüber und es hat gestern Nachmittag der Dampfertraject wieder aufgenommen werden können. Derselbe findet für Personen und Sachen statt, ist aber auf die Tagesstunden von 7 Uhr Morgens bis 5½ Uhr Abends beschränkt. — Im Danziger Werder sind gestern Abend die Eiswachen aufgezogen, da man bei dem erheblichen Wachsen des Wasserstandes und der schärferen Strömung für die Nacht das Herabkommen größerer Eismassen erwartete. Gestern Nachmittag fand nur in kurzen Perioden leichtes Eistreiben statt. Bei Bohnsack und Neufähr haben die Fischer ihre Utensilien rechtzeitig in Sicherheit gegen die Strömungsgefahr gebracht. Ferner wurden Sandsäcke, Faschinen und Steine sowohl bei Neufähr und Bohnsack am Steinendorfer Ufer angefahren, um bei einer etwa eintretenden Gefährdung der Uferschutzwerke rechtzeitig zur Stelle zu sein.

* **[Schloßfreiheit-Lotterie.]** Gestern Abend ist nun auch hier die Zeichnung für die Loose der Lotterie für die Berliner Schloßfreiheit geschlossen worden.

* **[Abonnements-Concert.]** Das dritte der Ziemssen'schen Abonnements-Concerte soll, wie wir im Inseratentheil bereits angekündigt ist, am nächsten Freitag im Apollosaale stattfinden. In demselben werden die beiden Concertsängerinnen Marie Schmidtlein und Mathilde v. Schelhorn mitwirken, welche neuerdings den Duettgesang zu ihrer Specialität erwählt haben und mit demselben in einem der letzten Leipziger Gewandhausconcerte einen glänzenden künstlerischen Erfolg erzielten. Auch in Berlin fanden ihre Concerte in der Singakademie eine sehr beifällige Aufnahme bei Kritik und Publikum. Frl. Schmidtlein verfügt über eine klangvolle, die Tiefe des Alts mit der Höhe des Mezzosoprans verbindende Stimme, während Frl. v. Schelhorn aus München mit einer schönen Sopranstimme von weicher Fülle der Mittellage und leicht ansprechender beweglicher Höhe begabt ist. Beide Damen haben ihre künstlerisch hoch entwickelte, eigenartige Gesangskunst den hervorragendsten Meisterwerken der Lyrik gewidmet und es umfaßt das Programm ihrer Duette und Einzelgesänge gewöhnlich die verschiedenartigsten Erzeugnisse mehrerer Jahrhunderte. Ungewöhnlich ist dabei, wie ein anerkannter Berliner Kritiker berichtet, die Harmonie der Stimmen beider Damen, die sich auch auf Auffassung und Vortrag erstreckt. — Eine völlig neue Erscheinung, der gleichwohl ein intensiver künstlerischer Lichtschein vorauseilt, wird in diesem Concert in der Pianistin Teresa Carenna vor das hiesige Publikum treten. Ueber ihr Auftreten in der Singakademie zu Berlin am 18. November v. J. schreibt die „Nat.-Ztg.": Sie hatte kaum die Tasten berührt, als auch schon alles überzeugt war, daß man es hier mit einer Löwin der Klaviatur zu thun habe. Sie gehört zu jenen seltenen Künstlerinnen, denen die Virtuosität nicht Zweck, sondern Mittel zur Uebertragung des eigenen Empfindens auf andere ist. Nicht das Elegische oder Tändelnde, die gewöhnlichen Domänen weiblicher Kunst, sind ihr Element; ein von heißer Leidenschaft überwallendes Herz malt sich im Spiel dieser so ruhig am Instrumente sitzenden jungen Frau. Mit überzeugender Klarheit und eindringlicher Beredsamkeit trägt sie die Gedanken des Componisten zum Herzen des Hörers.

* **[Elektrische Beleuchtung.]** Nachdem, wie wir s. Z. mitgetheilt haben, die Firma Gebrüder Werner ihr neues Waarenhaus mit elektrischer Beleuchtung versehen und auch nach der Straße zu zwei Bogenlampen angebracht hat, ist heute auch die elektrische Beleuchtung der Liqueurfabrik J. G. Keller in Betrieb gesetzt worden. Zwei starke Bogenlampen, von denen die eine sich vor dem Langgasserthor an der Ecke der Langgasse und Reitbahn, die andere vor dem neuen Fabrikgebäude befindet, werfen ihr Licht auf die Straßen. Namentlich die Aufstellung der ersten Lampe ist mit Dank zu begrüßen, da durch dieselbe der sehr belebte Eingang in das Langgasserthor fast tageshell beleuchtet wird.

* **[Schwurgericht.]** In der gestern Nachmittag zu Ende geführten Verhandlung gegen die Arbeiter Rocholl, Geffke und Uh wegen räuberischer Erpressung verneinten die Geschworenen die Schuldfrage wegen Erpressung, erkannten die Angeklagten aber für schuldig der Mißhandlung und Sachbeschädigung. Rocholl wurde zu 1 Jahre Gefängniß, Geffke zu 1½ und Uh zu 2 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

ph. **Dirschau**, 18. Januar. In der gestrigen **Stadtverordneten-Sitzung** wurden nach Einführung der neugewählten Stadtverordneten die **Bureau-Wahlen** vorgenommen. Es wurden wiedergewählt: Gasanstaltsbesitzer Monath und Gerichtssecretär Radke zum Vorsitzenden bezw. dessen Stellvertreter, zu Schriftführern Stadtsecretär Deutschbein und Kaufmann Klink. Der pensionirte Volksschullehrer Milanowski hat den Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern erhalten.

r. **Marienburg**, 18. Januar. In der gestrigen ersten **Stadtverordnetensitzung** im neuen Jahre wurden die neu gewählten Stadtverordneten Bankdirector Wölke, Kaufmann J. Dieter, Rentier v. Jakobmann und Bäckermeister Tornbil eingeführt und verpflichtet, worauf der Vorsteher Herr Katz einen Bericht über die vorjährige Thätigkeit der Versammlung abstattete. Für das laufende Jahr wurde zum Vorsteher wiederum Herr Kaufmann R. Katz und zum Stellvertreter desselben Herr Kaufmann Gottschewski gewählt. Zu Schriftführern wurden die Herren Oberpostsecretär Teichert und Uhrmacher Borkowski, als Protokollführer Herr Registrator Klein gewählt.

Memel, 17. Jan. Wie das „M. Dpfb." erfährt, hat der langjährige Vertreter des Wahlkreises Memel-Heydekrug **im Reichstage, Graf Moltke**, sich bereit erklärt, im Falle der Wiederwahl das Mandat anzunehmen.

* **Aus dem Jurathale**, 15. Jan., schreibt man der „Tils. Zeitung": Ein **trauriger Unfall** ereignete sich vor einigen Tagen in W. Ein dortiger Besitzer besuchte in Gemeinschaft mit seiner Frau die kranke verheirathete Tochter. In seiner Abwesenheit kam sein Knecht, ein noch junger Mensch, zu dem zu Hause gebliebenen dreizehnjährigen Töchterchen und bat um ihres Vaters Revolver, der ihm verabfolgt wurde. Auf seine Bitte öffnete das Mädchen auch den verschlossenen Tisch und gab ihm eine Patrone, die er einlud. Während er nun mit der Waffe spielte, entlud sich der Schuß; das Mädchen taumelte nach einem Bette, brach aber unterwegs leblos zusammen, nachdem sie dem Knecht zugerufen: „Du hast mich erschossen!"

Danziger Börse.

Fracht-Abschlüsse vom 11. bis 18. Januar.

Für Segelschiffe von Danzig nach: Dundee 9 sh. 6 d. per Load fichtene Balken, Tayport 9 sh. per Load fichtene Balken. Für Dampfer von Danzig nach: Campbeltown 2 sh. 3 d. per Quarter Weizen, Kjöge 13 Pfg. per engl. Cubikfuß fichtene Schwellen, Carlscrona 80 Pfg. per 100 Kilogr. Kleie, Stockholm 95 Pfg per 100 Kilogr. Kleie.

Das Vorsteheramt der Kaufmannschaft.

Rohzucker.

(Privatbericht von Otto Gerike, Danzig.)

Danzig, 18 Januar. Stimmung: ruhig, stetig. Heutiger Werth für Basis 88° R. incl. Sack transito franco Hafenplatz ist 11.15/50 M je nach Farbe und Güte.

Magdeburg, 18. Jan. Mittags. Stimmung: ruhig. Januar 11,55 M Käufer, Februar 11,60 M do., März 11,70 M do., April 11,82½ M do. Juni-Juli 12,10 M do.

Schlußcourse Stimmung: geschäftslos. Jan. 11,55 M Käufer, Februar 11,60 M do., März 11,70 M do., April 11,82½ M do., Juni-Juli 12,10 M do.

Börsen-Depeschen der Danziger Zeitung.

Berlin, 18. Januar.

Wochenübersicht der Reichsbank vom 15. Januar.

	Status v. 15. Jan.	Status v. 7. Jan.
Activa.		
1. Metallbestand (der Bestand an coursfähigem deutschen Gelde u. an Gold in Barren oder ausländischen Münzen) das Pfund fein zu 1392 M berechnet M	760 243 000	741 987 000
2. Bestand an Reichskassensch.	18 527 000	17 261 000
3. Bestand an Noten and. Banken	12 810 000	11 841 000
4. Bestand an Wechseln	564 627 000	605 018 000
5. Bestand an Lombardforder. .	96 936 000	142 9[illegible]9 000
6. Bestand an Effecten	26 887 000	26 902 000
7. Bestand an sonstigen Activen.	34 655 000	35 810 000
Passiva.		
8. Das Grundkapital	120 000 000	120 000 000
9. Der Reservefonds	24 435 000	24 435 000
10. Der Betrag d. umlauf. Noten	1 052 635 000	1 108 053 000
11. Die sonstigen täglich fälligen Verbindlichkeiten	305 542 000	317 292 000
12. Die sonstigen Passiven . . .	821 000	1 165 000

Frankfurt, 18. Januar. (Abendbörse.) Oesterr. Creditactien 276⅝, Franzosen 200¾. Lombarden 116⅞, ungar. 4% Goldrente 87,70, Russen von 1880 —. Tendenz: flau.

Wien, 18. Januar. (Abendbörse.) Oesterr. Creditactien 322,50, Franzosen 233,00, Lombarden 136,25, Galizier 186,50, ungar. 4% Goldrente 101,50. Tendenz: matt.

Paris, 18. Januar. (Schlußcourse.) Amortis. 3% Rente 92,50, 3% Rente 87,55, ung. 4% Goldrente 87,06, Franzosen 500,00, Lombarden 305,00, Türken 17,95. Aegypter 469,68. Tendenz: träge. Rohzucker 88° loco 28,50, weißer Zucker per Januar 32,70, per Februar 33,00, per März-Juni 33,80, per Mai-August 34,50. Tendenz: fest.

London, 18. Januar. (Schlußcourse.) Engl. Consols 97½ 4% preuß. Consols 105, 4% Russen von 1889 94⅜ Türken 17¾, ungar. 4% Goldrente 86⅜ Aegypter 92¾. Platzdiscont 4⅞ %. Tendenz: ruhig. — Havannazucker Nr. 12 15, Rübenrohzucker 11½.

Petersburg, 18. Januar. Feiertag.

Newyork, 17. Januar. (Schluß-Course.) Wechsel auf London 4,82, Cable-Transfers 4,86¾, Wechsel auf Paris 5,21⅞, Wechsel auf Berlin 94¾, 4% fundirte Anleihe 126, Canada-Pacific-Act. 77⅜, Central-Pac.-Act. 33¾, Chic.- u. North-Western-Act. 109⅜, Chic.-, Milw.- u. St. Paul-Act. 68⅜, Illinois-Central-Act. 119, Lake-Shore-Michigan-South-Act. 104½, Louisville- und Nashville-Actien 86⅞, Newy. Lake-Erie- u. Western-Actien 26⅛, Newy. Lake-Erie- u. West. second Mort-Bonds 100½, New. Central- u. Hudson-River-Actien 108⅛, Northern-Pacific-Preferred-Act. 75⅝, Norfolk- u. Western-Preferred-Actien 61¼, Philadelphia- und Reading-Actien 36⅞, St. Louis- u. S. Franc.-Pref.-Act. 38½, Union-Pacific-Actien 65⅝, Wabash. St. Louis-Pacific-Pref.-Act. 31½.

Schiffsliste.

Neufahrwasser, 18. Januar. Wind: SW.

Gesegelt: Charlotte (SD.), Tack, Landskrona, Kleie.

Nichts in Sicht.

Verantwortliche Redacteure: für den politischen Theil und vermischte Nachrichten: Dr. B. Herrmann, — das Feuilleton und Literarische: H. Röckner, — den lokalen und provinziellen, Handels-, Marine-Theil und den übrigen redactionellen Inhalt: A. Klein, — für den Inseratentheil: A. W. Kafemann, sämmtlich in Danzig.

Nach 6 wöchentlichem schweren Leiden starb gestern Nachmittag 4 Uhr mein innisgeliebter Gatte, der Rentier

J. Hildebrandt

in seinem 74. Lebensjahre.

Dieses zeigt statt besonderer Meldung, zugleich im Namen der trauernden Hinterbliebenen, tief betrübt an

Oliva, den 17. Januar 1890.
Jeannette Hildebrandt
geb. **Wiedemann**

Die Beerdigung findet Montag, den 20. Januar, Morgens 9 Uhr statt. (6636

Hierbei ein Prospect des Technikum Mittweida in Sachsen.

Druck und Verlag von A. W. Kafemann in Danzig.
Hierzu eine Beilage.

Beilage zu Nr. 18098 der Danziger Zeitung.

Sonntag, 19. Januar 1890.

Sprungbereit.

(Nachdr. verboten.)

Novellette von Gräfin Maria Freddi.

Herr Ernst Eberhardt, Major a. D., ein gut erhaltener und noch besser situirter Junggeselle in jenem Alter, das man mit einem gewissen Euphemismus „die besten Jahre“ nennt, stand im grauen Reiseanzuge, die Couriertasche umgeschnallt, den silberknaufigen Regenschirm in der Hand, den weichen grauen Reisehut auf dem Kopfe, im Hausflur seiner eleganten und gemüthlichen Wohnung. Durch die offenstehenden Thüren sandte er einen musternden Blick auf die Ueberzüge der Polstermöbel und die verdunkelten Fenster, nickte dem stramm dastehenden Diener herablassend zu und sagte mit einer gewissen Befriedigung: „Sprungbereit!“

Dann stieg er die teppichbelegte Haustreppe hinab zum Wagen, lehnte sich behaglich in eine Ecke, zündete noch behaglicher eine Havanna an — La Carolina, letzte Ernte — und rollte dem Bahnhof zu.

„Ja, es war schon am besten so“, überlegte er, „briefliche Antwort in einer so wichtigen Sache wäre doch nur Halbheit gewesen. So fest mein Entschluß auch steht, die Heirath nicht zuzugeben, so entschlossen bin ich andererseits, niemand zu vergewaltigen. Es soll alles vernünftiger Zurede überlassen bleiben. Ich bin ein Mann der neuen Zeit, der nicht befehlen, sondern überzeugen will. Hugo muß einsehen, daß seine Verbindung mit dem armen Mädel für alle Theile, ihn, sie und mich, ein Unding ist.“

Der Wagen rollte weiter und Onkel Eberhardt dachte weiter. Warum sollte Hugo die Heirath eigentlich aufgeben? Hm, hm. Natürlich nicht, weil Onkel Eberhardt seine Erziehung geleitet und ihm bis jetzt die Zulage aus eigenen Mitteln gewährt hatte — das dankte ihm der Junge ja hundertfach mit seinen Erfolgen und herzlichster Zuneigung, aber die Caution stellen, die heut zu Tage ein preußischer Lieutenant nöthig hat, und die ganze splendide Einrichtung beschaffen, die die Heirath mit einem gänzlich mittellosen Mädchen — und wäre sie ein Engel an Einfachheit — erheischt, nein, das wollte der Onkel denn doch nicht, das konnte er nicht, ohne sich „äußerst unangenehm zu derangiren“, und .... hm .... „sich derangiren“, das war seine Sache nicht.

Natürlich würde der Junge warten wollen; die Zeit abwarten, in der sein Avancement die Caution überflüssig machte oder sonst eine günstige Eventualität einträte, als welche wohl gar das Entschwinden des Onkels aus diesem Weltgetriebe gedeutet werden konnte .... Unbequemer Gedanke das!

Dies Auskunftsmittel nun gedachte Ernst Eberhardt besagtem Neffen Hugo sofort abzuschneiden. Im ersteren Fall handelte es sich um das Leben des Neffen; „peinvolles Warten schließt jede lebensvolle Freude am Dasein aus; es bleibt nur der stagnirende Theil davon“, philosophirte der Onkel. Und bei der zweiten Annahme ging's um sein eigenes Athmen im rosigen Licht. Hugo sollte nicht, selbst nicht mit dem leisesten Gedanken, auf das Hinscheiden von Onkel Eberhardt zu hoffen brauchen .... Unbequemes Gefühl das!

Und wenn der Lieutenant wieder von unüberwindlicher Liebe sprechen würde, wie in jenem Brief, der Onkel Eberhardt noch jetzt in der Brusttasche knitterte?

Oh, er hat auch dies bedacht; mehr als das: hat's durchgemacht. Wozu lebten denn unsere Vorgänger, wenn nicht, damit die Nachkommen Vortheil aus ihren Erfahrungen ziehen könnten!

Ernst Eberhardt wird Hugo aufs klarste beweisen, daß, wer verliebt, nicht Herr seiner Actionsfähigkeit ist; und in so unzurechnungsfähigem Zustande wollte ein kluger Jüngling einen wichtigen und ernsten Schritt, wie den der Eheschließung, thun? Nimmermehr!

So etwa, im großen und ganzen, sollte Eberhardts Beweisführung lauten. Hugo, der so begabte und, Gott sei Dank, durchaus nicht halsstarrige Mensch mußte dies ja alles einsehen und als richtig zugeben.

Der Wagen hielt vor dem Bahnhofsgebäude. Ein Blick auf die Uhr zeigte sieben Minuten vor Abgang des Zuges. Alles in schönster Ordnung.

Oh, es war doch eine herrliche Sache, so unabhängig, pünktlich und in jeder Beziehung comme il faut zu leben. „Die beste Conservirungsmethode“, meinte Onkel Eberhardt. Wer sah ihm, dem Achtundfünfziger, z. B. wohl sein Alter an? Er selbst glaubte kaum mehr daran, was der Taufschein auswies, so angenehm wirkungsvoll täuschte ihn an jedem Morgen sein guter Spiegel.

Doch man mußte eben auch Glück und seine Vorausbestimmung in der Abkunft haben. Ernst Eberhardt entstammte einer Familie, die durch ihre Gesundheit und ihr fröhliches Alter fast sprichwörtlich in der Provinz geworden war. Erst vor wenigen Wochen hatte eine Schwester seines Vaters im zarten Lenz von dreiundneunzig Jahren das Zeitliche gesegnet, und einige dreißig Jährchen hoffte auch er, Ernst Eberhardt, sich noch in diesem sogenannten Jammerthal zu sonnen, so daß er, bei diesem lobenswerthen Vorsatz und den stets steigenden Ansprüchen der Zeit, natürlich die Sorge für eine vielleicht zahlreiche Familie nicht auf sich nehmen konnte. Genug, eine kurze Auseinandersetzung mit Hugo mußte genügen.

Während er sich diesem Gedankensport hingab, hatte der leichtbeschwingte Junggeselle in einem noch leeren Coupé erster Klasse Platz genommen und sandte mit seinen Betrachtungen feine bläuliche Rauchwölkchen in die Luft.

Er sah abermals nach der Uhr.

„Jetzt werden wir uns in Bewegung setzen.“

Statt dessen hörte er auf dem Perron ein kräftiges Schnaufen und Traben, das vor seinem Coupé Halt machte, und die Thür wurde von dem Conducteur mit der Energie eines Lebensretters aufgerissen:

„Hier, hier, Herr Geheimrath; es ist die allerhöchste Zeit!“ und hinein kletterte, stürzte, pustete ein abgehetztes Individuum, von dem man zuerst kaum etwas mehr sah, als ein ungeheures, gelbseidenes Taschentuch, das auf einer kahlen Stirn hin und her fuhr.

Als es sich daran genug gethan hatte und niedersank, entpuppten sich zwei schwarze, unruhige Augen hinter einer goldenen Brille und ein mumienhaftes Gesicht.

Die beiden Insassen des Wagens erkannten und grüßten einander.

„Ihr Handgepäck, nicht wahr, Herr Geheimrath?“ und Ernst Eberhardt schaute höflich-hilfreich zum Fenster hinaus auf einen in der Nähe stehenden Dienstmann.

„Was, Herr Major? Gepäck? Ich, Gepäck? Nein, nein! Ist gegen mein Princip, mit Gepäck zu reisen. Gepäck unterwegs macht Aerger; Aerger ist das Gift des Lebens — ergo lasse ich mein Gepäck zu Hause.“

Ernst Eberhardt lächelte:

„Sie haben so ausnahmsweise viel mit Giften zu thun, daß Ihnen dieser Vergleich nahe liegt“, sagt er. „Die Kritiker sind ja wieder einmal des Lobes voll über Ihr letztes Werk, die Wirkung der Pflanzengifte betreffend. Gestatten Sie, daß auch ich Ihnen bei dieser Gelegenheit zu Ihrem neuesten Erfolge Glück wünsche.“

Statt jeder Antwort legte der gelehrtee Professor den Kopf hintenüber, sperrte in ganz unnatürlicher Weise den Mund auf und brach in ein lautes Lachen aus, ehe er sein „Bitte sehr, bitte sehr, Herr Major!“ hervorstieß. Er war recht häßlich so, der gelehrte Mann.

Der Major beobachtete ihn mit einer Art stillen Schauders.

„Wo in aller Welt baut die Berühmtheit sich doch ihre Nester!“ dachte er, und als der Gelehrte sich jetzt verneigte, mit den Händen Eberhardts Knie berührte und ihn starren Auges ansah, so etwa wie er ein Object unter dem Mikroskop anzuschauen pflegte, wurde dem an die glatten Formen der besten Gesellschaft gewöhnten alten Offizier geradezu schwül zu Muth.

„Bitte, Herr Geheimrath, wollen Sie es sich nicht bequem machen?“ fragte er ablenkend, indem er die knochigen Finger von sich entfernte und auf das großentheils leere Coupé wies.

Aber der Gelehrte mußte sich über solche deutlichen Winke wohl hinwegzusetzen wissen; er achtete durchaus nicht darauf und setzte sein Anstarren fort. Plötzlich erhob er, wie beschwörend, die Rechte und rief in ausdrucksvoll strafendem Ton:

„Herr, Herr, wie konnten Sie diesen ungeheuren Frevel begehen?“

Unser Freund hatte, wie mehrfach erwähnt, die Kinderschuhe seit geraumer Zeit ausgetreten, und da ihm der Herr keine Lebensgefährtin bescheert, die seine Erziehung noch in vorgerückten Jahren mit mehr oder weniger sanftem Zügel leiten konnte, war er an dieserlei Anreden durchaus nicht gewöhnt; auch war ihm wohl nie ein Vorwurf unerwarteter gekommen.

„Herr Professor Lindenblatt“, sagte er und berührte leicht seine Kopfsbedeckung, „mein Name ist Ernst Eberhardt; bei unserer nur flüchtigen Bekanntschaft wäre eine Verwechslung nicht unmöglich. Wenn ich mir nach dieser persönlichen Vorstellung noch eine Bemerkung erlauben darf, so wäre es die, daß Frevel und dem ähnliches Unterholz auf meinem Charakter nicht wachsen.“

Doch auch diese, in höchster Kühle mit einer starken Beimischung von Mißbilligung gegebene Erklärung verfehlte vollständig ihren Zweck. Der Gelehrte zuckte mitleidig die Achseln, wie ein gegen die Launen seines Kranken mit äußerster Nachsicht gewappneter Arzt, fühlte den Puls, prüfte das Auge, insbesondere die Pupille seines Reisegefährten, stellte eine Reihe merkwürdiger Fragen und verblieb schließlich, die Hände auf den Goldknopf seines Stockes gestützt, in so tiefe Gedanken versunken, daß Ernst Eberhardt sich fast vergessen glaubte.

„Wollen Sie mir nicht wenigstens mittheilen, mit welchem der irdischen Uebel Sie mich behaftet glauben?“ fragte er endlich nicht ohne Ironie und nur mit Mühe sein Mißfallen an dieser Art ärztlicher Behandlung verbergend.

Der Gelehrte fuhr aus seinem Grübeln auf:

„Bis jetzt habe ich nur den Thatbestand constatirt, will sagen die Fortschritte oder vielmehr die Zerstörung beobachtet, die das Gift in Ihrem Körper bereits gemacht hat. Es würde sich nunmehr darum handeln, zu erfahren, wie und wann Sie es in sich aufgenommen haben.“

Ernst Eberhardt war bei den Worten des berühmten Specialarztes zuerst roth, dann sehr blaß geworden. Jetzt suchte er mit aller ihm zu Gebote stehenden Geisteskraft seine Besorgnisse niederzukämpfen.

Ruhe! Vor allem Ruhe und Geduld, sagte er sich selbst. Hoffen wir, daß sich's in eine hochgelehrte Schrulle auflösen wird. Man weiß ja bei diesen sogenannten Herren der Wissenschaft nie, wo die hochgeschraubte Weisheit zu Ende geht und die Verdrehtheit anfängt. Es ist dies eine sehr befremdliche Thatsache, die einem harmlosen Menschen von einfach gesundem Denkverstand und so viel allgemeinem Wissen, als man für's Haus braucht, viel zu rathen aufgiebt. Indessen stehe ich andererseits vor der Thatsache, daß ich mit dem Wirklichen Geheimen Ober-Medizinalrath Professor Dr. Lindenblatt, der ersten europäischen Autorität für Giftkunde, in einem Coupé fahre und daß dieser als Professor wie als Arzt gleich hochgeschätzte Mann mich für vergiftet zu halten scheint. Suchen wir der Sache auf den Grund zu kommen.

„Natürlich kann es mir nicht in den Sinn kommen, Ihnen, was Ihre Fachwissenschaft anbetrifft, zu widersprechen, Herr Professor — sagte er dann sehr höflich, fast ehrerbietig — doch erscheint mir Ihr Ausspruch um so außerordentlicher, als ich mich so wohl befinde, wie vielleicht seit langer Zeit nicht.“

Der Gelehrte hörte ihm aufmerksam zu. Seine Miene verdüsterte sich dabei.

„Ihre Aeußerungen bilden leider einen weiteren Beweis für die Richtigkeit meiner Diagnose, Herr Major“, sagte er dann mit ernster Theilnahme. „Die gefährlichsten Gifte wirken opiumgleich, verstehen Sie. Doch jetzt, verehrter Herr“, fuhr er mit der nur den Aerzten gestatteten Unverfrorenheit fort, „jetzt strengen Sie möglichst Ihr Denkvermögen an. Was haben Sie in letzter Zeit gegessen, getrunken, was eingeathmet, das diese unheilvolle Wirkung auf Sie hat hervorbringen können?“

„Sie stellen mich vor ein Räthsel, Herr Geheimrath. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß diese letzte Woche mir eintöniger hingegangen ist als einem Klausner. Es lag mir ob, den schriftlichen Nachlaß meiner kürzlich verstorbenen Tante zu ordnen, und da habe ich meine Zeit oft bis zum vorgerückten Abend bei dieser melancholischen Beschäftigung verbracht; noch dazu in den von ihr seit nicht weniger als 55 Jahren bewohnten Räumen.“

„Ah so, Ihre Frau Tante, die Wittwe des Capitäns Gipson, des sogenannten Indienfahrers?“

„Dieselbe.“

„Ei, ei, das ist ja interessant, höchst interessant.“ Und der Professor nahm eiligst seine Brille ab und putzte sie, wie um noch klarer in dem zu schauen, was er zu hören sich anschickte.

„Sagen Sie, Verehrtester, sollten nicht etwa vergiftete indische Dolche, als Papiermesser zu benutzen, oder ähnliche gefährliche Spielzeuge dabei durch Ihre Hände gegangen sein?“, fragte er dann.

„Durchaus nicht. Das einzig Originelle in dem Nachlasse der alten Dame ist eine Art Reliquiensammlung, in ziemlich umfangreichen Glaskästen aufbewahrt. Es handelt sich natürlich nicht um Reliquien der Religion oder der Geschichte, sondern, um mich so auszudrücken, des Herzens. Hier ein Stein, aufgelesen bei einer Bergbesteigung während ihrer Brautreise; dort ein rohgearbeiteter, grellfarbiger Fächer, wie ihn die Frauen aus dem Volke in Italien tragen; dann wieder eine Flasche mit einem beschriebenen Zettel darin, von ihrem Manne während eines Schiffbruches vorbereitet, um die letzte Botschaft von ihm heimzutragen; und endlich, im bunten Durcheinander von Bändern, Kinderschuhchen und verblichenem Weihnachtsbaumflitter, ein aus fremdländischem Holz massiv und doch kunstvoll gearbeitetes Kästchen .... Doch, weshalb erzähle ich Ihnen dies alles? Mit vergifteten Dolchen oder unheilbringenden Götzenbildern haben diese, von einem liebreichen Herzen am Lebenswege aufgelesenen Erinnerungsblumen nichts gemein!“

„Wer weiß? Hm ... doch was war denn in dem Kästchen, das Sie zuletzt erwähnten?“ fragte der Professor mit eigenthümlich gespanntem Gesichtsausdruck.

„Leider wird Ihnen dieselbe Enttäuschung werden, wie sie mir wurde, Herr Geheimrath. Auch ich vermuthete eine seltene Kostbarkeit, ein Juwel vielleicht, in dem kleinen Schrein. Statt dessen enthielt er nichts weiter, als einen dürren Blumenzweig, den mein Schwager einst für seine

---

⚔ Aus Berlin.

Still und verwaist liegt nun das kaiserliche Palais unter den Linden da. Nur wenige Fenster sind an seiner rechten Seite geöffnet, alle übrigen verhangen, dichte Rouleaux sind über die Fenster der freundlichen und behaglichen Gemächer unseres dahingeschiedenen Kaiserpaares gezogen. Alles menschenleer in diesen historischen Räumen. Vom Schreibtisch der Kaiserin Augusta blickt das epheuumsponnene, wunderbar ähnliche Bild Kaiser Wilhelms I. auf die leergewordene Stelle, auf den Fleck, von wo aus so viele gute und edle Gedanken seiner hohen Gemahlin als Thaten in die Welt hinausgingen.

Dieses im Palais befindliche Gemälde nimmt wohl in der Reihe der unzähligen Porträts Kaiser Wilhelms eine der hervorragendsten Stellen ein. Meister Angeli in Wien hat es vortrefflich verstanden, diesem Kaiserhaupt den Stempel imponirender schlichter Natürlichkeit und menschlicher Liebenswürdigkeit aufzudrücken. Das Ganze ist mit liebevoller Sorgfalt und großem Naturalismus behandelt. Die Hände sind außerordentlich gut gemalt, an der Linken ist die Verletzung, die der Kaiser sich einst bei einer Jagd zuzog und die den Verlust des oberen Gliedes vom Mittelfinger zur Folge hatte, erkennbar.

Ueber die spätere Benutzung des Palais sind bis jetzt noch keine definitiven Bestimmungen getroffen worden; es heißt jedoch allgemein, daß es dem Prinzen Heinrich zum Winteraufenthalt überwiesen werden soll.

Am Montag Abend veranstaltete das Lessing-Theater den Manen Anzengrubers eine weihevolle Gedächtnißfeier. Der Aufführung der prächtigen „Kreuzlschreiber“ ging ein von Ludwig Fulda gedichteter Prolog voran. Frau Eugenie Klein erschien als steyrisches Bauernmädchen gekleidet, das Haar mit Alpenblumen durchflochten und in der Hand einen Strauß haltend. Mit feinem Verständniß und edlem Vortrag sprach sie die formvollendeten und warm empfundenen Worte des Dichters, deren Sinn in wenigen Worten folgender war: Sie sei die Muse, aber sie erscheine nicht im weißen langen Faltenkleid, nicht das Haupt mit Lorbeerzweigen geschmückt, nein, im bunten Rock und Mieder, im Haar die Blumen der Berge; eine gute Deutsche sei sie geworden und schöpfe vom nächsten klaren Quell das lebendige Leben. So sei ihr eines Tages ein wackerer Geselle begegnet; wie sie dem ins Auge geschaut, habe sie ihn auf die Stirn geküßt, den Arm um ihn geschlungen und von da an sei sie Hand in Hand mit ihm ins deutsche Gebirge gestiegen. In seinem Geist habe sich wie in einem klaren Alpensee die volle Fluth, das Weh und Glück des Lebens wiedergespiegelt. Jetzt sei er todt, ehe noch der Rost sich auf seine Harfe gelegt. Die Blumen der Liebe häuften sich auf seinem Sarge; nun sei auch sie, seine Muse, von Berg zu Thal gestiegen, um dankbar seiner zu gedenken und die „duftige Zier zum reichen Kranz zu fügen“. Das Laubwerk der hinteren Bühne hob sich langsam und eine heitere Gebirgslandschaft wurde sichtbar. Auf die zwischen Büschen und Blumen im Vordergrund stehende Büste Ludwig Anzengrubers trat die Muse zu und legte knieend ihren Strauß als letzten Gruß der Berge nieder. — Dann wandte sie sich wieder dem Publikum zu mit den Worten: An dem heiligen Beruf Anzengrubers ward Tod und Grab zu nichte, denn was er gesungen und geschaffen, das wandele immerdar im fröhlichen Lichte. — Das bis auf den letzten Sitz gefüllte Haus begrüßte mit brausendem Beifall die Büste des so früh dahingeschiedenen Dichters. Neben der vielmals hervorgerufenen Künstlerin, Frau Klein, mußte auch Ludwig Fulda den Dank der Anwesenden für den prächtigen Prolog hinnehmen.

Alsdann begann die Darstellung der lustigen und tiefsinnigen Bauernkomödie „Die Kreuzlschreiber“. Von dem Hofe eines aufgeklärten Großbauern ist ein Circular an alle im Umkreise wohnenden Bauern ergangen mit dem Ersuchen, durch ihre Unterschrift die Erklärung abzugeben, daß sie das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes verwerfen. Den verheiratheten Männern wird es zunächst vorgelegt; da ihnen ihre Bildung jedoch nicht gestattet, ihren Namen in Buchstaben auszudrücken, macht ein jeder drei Kreuze, so daß, wie der Steinklopfer Hanns behauptet, der ganze Bogen wie ein Kirchhof aussieht. Die Herren Geistlichen kommen hinter diesen Abfall ihrer Pfarrkinder von der Kirche. Als die Frauen zur nächsten Beichte gehen, wird diesen mit allen Höllenstrafen gedroht, im Fall sie ihre Männer nicht zu einem Widerruf bewegen könnten; auch müßten sie dieselben dahin bringen, zum heiligen Vater nach Rom eine Bußwallfahrt zu unternehmen. Nun geht natürlich im Dorf der Tanz los. Die Frauen kochen ihren abtrünnigen Männern kein Essen mehr, oder wenn einmal eine Frau Speckknödl mit Salat zubereitet hat und sie sieht, daß ihr Mann selbst diesem Lockmittel gegenüber in seiner eisernen Verstocktheit beharrt, so bekommt alles der Knecht, der sein Dasein noch nicht durch die ominösen Kreuze befleckt hat. Die Männer dürfen nicht mehr rauchen, sie müssen auf dem Heuboden schlafen, das Dasein wird ihnen in jeder Weise vergällt. Dem Gelbhofbauern wird die Sache am ehesten unerträglich, er ist schon auf dem Wege nachzugeben. Dem Steinklopfer Hanns, einer von goldenem Humor durchleuchteten Gestalt, klagt er sein Leid und seinen Kummer, wortbrüchig werden zu sollen. Der Hansl beruhigt ihn, er verspricht ihm Hilfe unter der Bedingung, daß er ihn niemals verrathe und alles thue, was er von ihm verlange. Der Bauer verspricht es. Da geht Steinklopfer Hanns zur Gelbhofbäuerin und erzählt ihr, daß ihr Mann und all die anderen sich entschlossen hätten, dem Drängen der Frauen nachzugeben und nach Rom zu wallfahrten; zugleich theilt er ihr mit, es habe sich ein frommer Jungfernbund gebildet, der sich den wallfahrenden Männern anschließen wolle; eine Jede stelle sich unter den Schutz eines Mannes, die Lisl vom Wirth sei auch dabei. Nun erscheint der „Pilgerchor“ auf der Bühne, erst die Männer, dann der Jungfernbund; später gruppiren sie sich, jedes Mädl geht an die Seite eines Mannes, die Lisl zum Gelbhofbauern. Als das die Frauen sehen, geht ein großes Jammern los: die Männer wollten sie verlassen, sie könnten die Wirthschaft nicht allein besorgen u. s. w. Ganz wild und außer sich ist die sonst für das Wallfahrtsproject besonders eingenommene Gelbhofbäuerin. Nach langem Hin- und Herreden lassen sich die Männer bewegen, daheim zu bleiben; des Steinklopfer Hannes List hatte gewirkt. Herr Klein, der ihn gab, war vorzüglich, alles an ihm war echt, sein humoristischer und künstlerisch auf das sorgfältigste durchdachter Vortrag vermied alle Uebertreibung, zu der diese Rolle so leicht verführt. Den Dialect beherrschte er vollständig. Letzteres konnte man nicht von Fräulein Jenny Groß als Gelbhofbäuerin sagen. Sonst war ihre Darstellung frisch und voller Anmuth. Die Regie hatte die Vorstellung auf das glänzendste ausgestattet, vor allem bewundernswerth war die Arbeitsstätte des Steinklopfer Hanns im Steinbruch am Walde.

Die neue Operette „Der arme Jonathan“ von Millöcker, Text von Hugo Wittmann und Julius Bauer, wurde am Donnerstag Abend zum ersten Mal und mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt. Der Text ist hübsch, übermüthig und lustig, die Musik enthält viele gute Nummern. Mister Vandergold ist in der seltenen Lage, daß ihm sein Reichthum zum Ekel ist; nicht nur sein Reichthum, sondern auch das Leben und die Menschen widern ihn an, bloß weil er zu viel Geld hat. Deshalb will er den „Retter in der Noth“ hervorholen und sich erschießen. Sein fortgejagter Küchenjunge, der von sich im Walzertempo singt:

> „Ich bin der arme Jonathan,
> Was fang ich armer Teufel an?
> Wenn einer immer Hunger hat,
> Kriegt er zuletzt das Leben satt“

beschließt auch das Rohr gegen sich zu richten, „das ihm der Freiheit Thor öffnet“. Beide Selbstmordcandidaten singen mit der auf sich gerichteten Waffe, einander den Rücken kehrend, ohne sich zu sehen und zu hören, ein Duett. Plötzlich kehren sie sich um und stehen einander gegenüber. Sie sprechen sich über die Ursache, die sie in diese Situation gebracht hat, aus, und Mister Vandergold beschließt, seinen unermeßlichen Reichthum dem armen Jonathan zu vermachen und selbst arm in die weite Welt zu ziehen. Nur eine Bedingung knüpft er an den Vorschlag: sobald einer von ihnen Beiden das neue Leben ebenfalls satt ist, kann er kommen und den anderen durch die Absingung der Melodie eines bestimmten Liedes dazu verpflichten, sich selbst zu tödten. Eine auch musikalisch hübsche Scene ist die spätere, in welcher Mister Vandergold zu Jonathan kommt, von dem er glaubt, er sei der Geliebte einer Sängerin, die er selbst liebt. Da ist ihm wieder das Leben verleidet, aber auch Jonathan soll sterben. Er will ihm das bewußte Lied vorsingen, die Melodie ist jedoch seinem Gedächtniß entschwunden; alle möglichen Melodien — bekannte und unbekannte — singt er, die richtige findet er nicht, Jonathan ist gerettet.

Die Operette schließt damit, daß Vandergold sein Vermögen zurückerhält und mit seiner Sängerin glücklich wird. Jonathan bleibt der arme Jonathan und singt fröhlich zu Mister Vandergold:

> „Morgen geht die Arbeit,
> Sie sollen mit Ihren Millionen
> Mich verschonen.“

Frau an den Ufern des heiligen Stromes, des Ganges, gepflückt und heimgesandt hatte. Als ich den Deckel sprengte — das Schlüsselchen war nicht auffindbar — entströmte dem Behältniß ein so berauschender Duft . . ."

Unwillkürlich hielt Ernst Eberhardt inne; so auffallend hatte sich die Miene des Professors verändert. Ein freudiges Aufleuchten zeigte sich in seinen Augen. Mehrmals nickte der berühmte Arzt mit dem Kopfe, dann sagte er fast triumphirend: „Da sehen Sie, wie richtig meine Diagnose war! Es war in der That Gift."

Der Major schwieg betroffen; fast mehr noch über den befriedigten Ton des Arztes, als über die ihm drohende Gefahr. Er dachte zurück.

„Es ist wahr", sagte er endlich, „daß der eigenthümlich scharfe Geruch mir sehr auffallend war. Für einige Minuten fühlte ich mich förmlich umnebelt; ein bedrückendes Kopfweh quälte mich und ich befand mich erst wieder völlig wohl, als ich heute früh, nach einem ausnahmsweise festen Schlafe, erwachte."

Der Professor strahlte förmlich vor Befriedigung: „Sie hätten nicht zufällig eine der Blüthen bei sich?"

„Nein . . . doch . . . es kann sein; ich legte einen kleinen Zweig in meine Brieftasche. Vielleicht . . ." er suchte . . . „richtig!"

Das Taschentuch fiel auseinander und eine dunkel weinrothe, eigenartig geformte Blume mit langen, blaßgrauen Staubfäden lag auf dem Papier. Sie verbreitete jetzt nur noch einen schwachen Duft.

Der Geheimrath stürzte sich darauf, wie ein Geier auf seine Beute:

„Ah, endlich, endlich! Die so lange und stets vergeblich von mir gesuchte Pyramenensis Indica, die Todesblume! sie ist mein, mein, mein; ich halte sie wirklich und wahrhaftig endlich in Händen!"

Major Eberhardt war ernst und ernster geworden; nun zeigte sich eine zornige Ungeduld auf seinem sonst so heiteren Gesichte.

„Ich darf wohl annehmen, Herr Professor, daß Sie nicht in dieser Weise frohlocken würden, wenn es sich um eine wirklich gefährliche Vergiftung handelte", sagte er sehr ernst.

„Verzeihen Sie, Herr Major", sagte der Gelehrte, „Meine Freude gilt natürlich nur dem interessanten Fall, interessant im höchsten Grade, versichere ich Sie, im Hinblick auf die Wissenschaft natürlich. Im übrigen seien Sie überzeugt von meinem Beileid, meinem tiefgefühlten Beileid. Ob eine gefährliche Vergiftung vorliegt, fragen Sie. Hm, hm . . . . . ich muß das leider bejahen, so ungern ich es auch thue. Die Pflanze mit unzerdrücktem Stengel und in frischem Zustande würde vielleicht nur eine vorübergehende Indisposition erzeugt haben; der seit Jahren eingeschlossene und dann so plötzlich ausströmende Duft der gequetschten Blume hingegen ist tödtlich, unbedingt tödtlich. Aber, beruhigen Sie sich, er bringt einen Tod, einen Tod . . ." — der Professor kam mit seiner Stimme in die höchsten Register — „wie Sie ihn sich leichter, schöner, wohliger nicht denken und nicht wünschen können. Sie dürfen mir in dieser Beziehung den absolutesten Glauben schenken."

Eberhardt starrte entsetzt auf seinen Reisegefährten. Er hegte gewiß keine feige, unmännliche Angst vor der letzten Stunde, obgleich er zufrieden und glücklich wie wohl wenige Menschenkinder und mit allen Wurzeln und Ranken am Dasein hing; aber so, ohne jeden idealen Zweck einem schlimmen Zufall zum Opfer zu fallen, unheimlich plötzlich zu enden, wie eine vergiftete Ratte, dieses Prognostikon hätte auch wohl den Muthigsten erbeben machen.

Mit einer letzten Hoffnung wandte er sich abermals an den Gelehrten:

„So kann ich unser Begegniß auf dieser Reise als ein hohes Glück für mich ansehen", sagte er. „Wenn irgend jemand auf diesem Erdenrund, so sind gewiß Sie derjenige, von dem ich heilsamen Rath, will sagen, die Angabe geeigneter Gegenmittel erwarten kann; ich stelle mich Ihnen hiermit als Patient zur Disposition. Was mein gesundheitliches Befinden anlangt, so kann ich nur wiederholen, daß keinerlei Störung sich bis jetzt in meinem Organismus bemerkbar gemacht hat."

Der berühmte Arzt sah seinen Reisegefährten voll an, aber in dem offenen Blick lag eine so bedingungslose Verurtheilung, ein solches Mitleid, daß der Major fühlte, wie ihm ein Schauder über den ganzen Leib ging.

„Wann haben Sie das Käßtchen geöffnet?"

„Gestern, zwischen sieben und acht Uhr Abends."

„Nun wohl, alles was ich Ihnen sagen kann, ist dies: Heute Abend um dieselbe Stunde wird ein Gefühl der Leichtigkeit, des freudigen Erhobenseins Sie überkommen. Glückselige Zukunftsbilder tauchen vor Ihrem geistigen Auge auf, wie die Fata Morgana einer Oase vor den Wanderern der Wüste. Sie fühlen eine unendliche Müdigkeit, eine Schwäche, ein unüberwindliches Schlafbedürfniß, Sie wünschen auszuruhen, allein zu sein, Sie legen sich nieder, der Schlummer umfängt Sie . . . . und alles ist vorüber. Kein Kampf kein Leiden; allerdings ist ein Erwachen nicht mehr möglich. Natürlich werden die Laien und auch die gewöhnlichen Aerzte von Herzschlag reden, und ihnen können wir diese Kurzsichtigkeit in der Wissenschaft verzeihen. Wir beide aber haben die Genugthuung, die wirkliche und wahre Todesursache zu kennen, und Sie werden mir ohne Zweifel Dank wissen, daß ich Sie vorbereitet und somit in den Stand gesetzt habe, Ihre Angelegenheiten bei Zeiten zu ordnen. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich Sie auf der Reise zu Ihrem liebenswürdigen Herrn Neffen vermuthe? Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ihm meine tief gefühlte Beileidsbezeugung überbringen wollen."

Bei diesen letzten Worten erhob sich der Professor, klopfte auf die vollgepfropften, abstehenden Taschen seines weit schlotternden Rockes, wie um sich zu vergewissern, daß all' sein Mitnehmsel an Ort und Stelle sei, drückte dem Major nochmals kräftig die Hand und stellte sich bereit, den Zug zu verlassen.

Den Major, den sonst so höflichen, gelassenen, packte in diesem Augenblick, wo sein letzter Rettungsanker ihm zu entschwinden drohte, ein Gefühl rohester Selbsterhaltung. Es kam ihm die Versuchung, sich auf den Arzt zu stürzen, ihn an der Gurgel zu packen und nicht eher wieder frei zu lassen, als bis er ihm seinen Beistand zugesagt oder doch eine geeignete Behandlung vorgeschrieben habe.

Aber ein Blick auf das magere, gebeugte Körperchen des Gelehrten, auf das bartlose, blasse Gesicht, die vom Bücherstudium angegriffenen Augen machte den starken Mann waffenlos dem Waffenlosen gegenüber.

„Laß das Wurm zwischen seinen Gisten weiterkriechen", murmelte er vor sich hin, „komm denn, was kommen mag!", und als nun der Professor ihm nochmals die Hand gab und mit energisch-hastigem Tone sagte: „Seien Sie ein Mann, Major, es giebt auf dieser Welt kein Mittel, das Kommende zu verhindern!", da kam keine Bitte noch Frage mehr über seine Lippen.

Er stand am Fenster und sah der karrikaturenhaften Gestalt nach, wie sie, mit eckigen Bewegungen das große gelbe Taschentuch und den Stock in der Hand schwingend, den Cylinder tief im Nacken, über den Perron eilte. Dann, als der Zug seinen Lauf wieder aufnahm, wandte er sich langsam in sein Coupé zurück — allein mit seinem Tode.

Wie doch zuweilen so wunderbar die Außenwelt in Verbindung tritt mit unseren innersten Gedanken! Der Zug fuhr gerade jetzt an einem Gebirgsdorfe, unmittelbar an dem vernachlässigten kleinen Friedhofe vorüber. Vom Kirchthurme tönte das Glöckchen dünn und klagend in raschem Tacte sein Bimbam herab und auf dem kleinen, mit rasigen Wellen bedeckten Todesfelde stand im Kreise eine dunkelgekleidete, kleine Menschenschaar.

Die Leute hatten verweinte Augen und sahen traurig aus.

„Um mich wird sich wohl weder Hahn noch Huhn eine dunklere Feder anstecken", sagte der Major bitter, dann verfiel er abermals in sein stilles Sinnen.

Der alte Offizier war, trotzdem er sich vom kirchlichen Leben stets fern gehalten, kein Ungläubiger. Man konnte ihn, trotzdem er sich nicht einmal unter die Gleichgiltigen rechnen, so beständig dachte er an Gott. Aber seine ihm seit im Herzen stehende Glaubensüberzeugung hat sich eigentlich nur in einer fortwährenden, aufrichtigen Dankbarkeit kund für alles Gute, das sein Schöpfer ihm gewährt, und mangelte fast vollständig der sogenannten „lebendigen Werke".

Nicht etwa, weil er keine Seelengüte besessen hätte, oder sich von Unternehmungen der öffentlichen Wohlthätigkeit zurückgehalten, sondern weil er gewohnheitsmäßig nur von dem abgab, was für ihn absoluter Ueberfluß war, und in solcher Art, daß es ihn „durchaus nicht genirte". Sein Herz hatte hierbei mit der Hand wenig zu thun.

Das „sich selbst vergessen über andere", diese Paradiesesblume, die so oft auf dem Dornenstrauche der Mildthätigkeit sprießt, in wunderbarer Kraft aber in Ehe und Elternliebe gedeiht, hatte an der glatten Straße seines Lebens niemals Wurzel schlagen können.

Als Ernst Eberhardt jetzt an sein so nahe bevorstehendes, jähes Ende dachte, lag es ihm fern, seinen Glauben noch in die Formen zwängen zu wollen, die für so viele als Religiosität gelten und bei noch mehr anderen den gänzlichen Mangel an solcher verdecken.

Es wäre ihm dies nach seinem langen Leben, wie es nun einmal hinter ihm lag, als ein niedriger Bettelversuch vorgekommen.

Aber sein Fühlen und Denken fand, wenn auch nicht denselben Weg, so doch dasselbe Ziel, wie es auch der kirchlichst gesinnte Mensch mit allem Rath und allen Hilfsmitteln der Religion erstrebt haben würde. Er beschloß, mit einem Werk der Liebe aus diesem Leben zu scheiden.

„Jetzt gilt es", sagte er zu sich, „alle Zuneigung, die ich, so lange mein Hugo lebt, für ihn empfunden habe und in Zukunft noch für ihn empfunden hätte, in diese kurze Spanne Zeit zu bannen und in Glück für ihn zu verwandeln. Vor allem sollen die wenigen letzten Stunden, die wir heute noch mit einander zu verleben haben, nicht durch Sorge um mich ihm getrübt werden. Ich will ihm verschweigen, auf welche Weise ich von hinnen gehe. Zu allem Herzeleid, das mein Junge bald empfinden wird, soll nicht noch die Bitterkeit kommen, daß er sich seinen alten Onkel gewaltsamen Todes entrissen weiß. Nein, niemand soll eine Ahnung von dem schweren Verhängniß haben, das mich so plötzlich ereilt. Wie ich gelebt, allein mit meinem Gott, so will ich sterben, und mit hoffender Zuversicht dem Jenseits entgegensehen."

Ein schriller Pfiff weckte ihn aus seinen Gedanken; er erhob sich, fest, ruhig und gerüstet. Der Zug fuhr langsamer und glitt an Vorstädten und Festungswerken vorüber.

Der Major bog sich zum Coupéfenster hinaus. In der Ferne, auf der Plattform des Bahnhofes, zeichnete sich die elegante Gestalt eines jungen Offiziers ab, der erwartungsvoll dem Zug entgegengewandt stand.

„Wohl, der Junge hat mein Telegramm erhalten", sagte sich Ernst Eberhardt befriedigt, und dann fügte er nicht ohne Herbheit hinzu:

„Nun sage noch jemand, daß in den heutigen prosaischen Zeitläufen wunderbare Dinge nicht mehr vorkommen! Wie hätte ich gelacht, wenn ich in einem Roman so etwas gelesen hätte! Wie ärgerlich hätte ich das Zeug in die Ecke geworfen! Und jetzt erlebe ich's an mir selber, und wollte ich thun wie mir aufgetragen, ich könnte meinem Neffen sofort das tiefgefühlteste Beileid über meinen eigenen Tod bestellen. Wäre das Ding nicht so verzweifelt ernst, es könnte recht komisch sein!

II.

Die Sonne bereitete sich zu ihrem Niedergang, und Major Eberhardt konnte mit gutem Recht sagen, daß sie sich niemals über einem für ihn ereignißreicheren und besser von ihm benutzten Tage gesenkt habe.

Jetzt stand er an einem mit freundlichem Grün umrankten Fenster im ersten Stock eines kleinen sauberen Hauses in der Vorstadt und schaute in das goldene Abendroth, das zum letzten Mal ihm leuchten sollte.

Von unten, aus dem Garten, klang fröhliches Geplauder zu ihm herauf; er hörte deutlich die kräftige Stimme Hugos, das glückliche Lachen der anmuthigen Braut, die sanften Worte der verwittweten Pfarrerin, und trotz aller Festigkeit, mit der er sich gewappnet hatte, schlich doch unsägliche Wehmuth in sein Herz.

Heute sollte er von hinnen scheiden, gerade heute, wo er zum ersten Mal einen Kreis gefunden, in den er trat, als sei er einst mit Schmerzen daraus geschieden; als habe er ihn seit jener Trennung im Stillen stets ersehnt . . . .

Es war ihm natürlich zuerst der Gedanke gekommen, andere Aerzte zu Rathe zu ziehen; aber nach kurzer Ueberlegung hatte er davon abgestanden. Lindenblatt war dermaßen sicher und klar gewesen in dem, was er behauptete, daß ein Zurückziehen seines Urtheils durchaus nicht denkbar sein konnte. Und von allen Autoritäten seines Faches war er als oberste und höchste Spitze anerkannt und verehrt, und man hätte hundert gegen eins wetten können, daß jeder Arzt, den er etwa befragt, ihm anstatt eines eigenen Rathschlages den Rath gegeben hätte, Professor Lindenblatt zu consultiren. Weshalb also die so spärlich zugemessene Frist in völlig überflüssigem Frage- und Antwortspiel mit den Herren Doctoren verlieren!

Wie die Sache lag, war Eberhardts Geschick entschieden, und es blieb ihm nur noch übrig, nach einer anderen Seite hin zu handeln. Er hatte alles vorbereitet und sein Hugo war verlobt. Er, Ernst Eberhardt, hatte selbst die Hände der jungen Leute in einander gelegt und es erschien ihm dies jetzt wie ein an sich erlebtes Wunder.

Hugo und Gertrud waren überglücklich; ihr erstes, heiß ersehntes Ziel hatten sie erreicht, und ihr größter Wunsch ging nunmehr dahin, ihren Onkel Eberhardt, gegen den ihre Herzen voll des Dankes und der Zuneigung waren, in ihre bald zu gründende Häuslichkeit aufnehmen, ihm den Abend des Lebens zu einem Festabend gestalten zu dürfen.

Und während Hugo und seine Gertrud vor ihm gestanden hatten, Arm in Arm, die reinste Seligkeit der Liebe in den Augen, da — o Grausamkeit des Schicksals — gerade da hatte Ernst Eberhardt das erste ihm vorher verkündete Zeichen seines nahenden Todes empfunden. Ein unendliches Erhobensein über alle Kleinlichkeiten dieser Welt ergriff ihn; eine niegefühlte Leichtigkeit des Athmens; kurz, die Empfindung, die uns überkommt, wenn wir auf hohem Berge stehend in eine herrliche Landschaft hinunterschauen. Und diesem Gefühl des Glückes und der Befriedigung traten glückselige Zukunftsbilder hinzu.

Er, der ein ganzes langes Leben ohne Familie hingebracht, sah sich im Alter von lachenden Kindern umringt, die ihn zärtlich ihren Großonkel nannten, er sah sich auf seinen täglichen Spazierritten und Fahrten von Hugo und seiner blondlockigen jungen Frau begleitet. Die Begegnenden schauten mit Wohlgefallen und Bewunderung ihnen nach, und es reichte nicht seine alte mürrische Haushälterin, sondern eine anmuthige Nichte ihm eine famose Cigarre und eine excellente Tasse Mocca. „Onkel Eberhardt soll nicht von erkaufter Mühewaltung, nein, von liebender Kindessorge umgeben sein!" hatte sie gesagt.

Doch fort, ihr schmeichelnden Bilder! Er durfte sich von ihnen nicht gefangen nehmen lassen. Wußte er ja, welche unheilvolle Bedeutung sie hatten, denn „der berühmteste Giftverständige Europas", wie neulich ein Kritiker den Professor Lindenblatt genannt, hatte sie als unausbleibliche Folge der gestrigen Vergiftung ihm vorausgesagt.

Er wußte dies, und dennoch, dennoch konnte er seine Gedanken nicht nach Willkür lenken; unaufhaltsam zwang die aufgeregte Phantasie seinen Geist in ihren Weg.

Und nun, ob auch das letzte Zeichen hatte sich eingestellt. Er konnte sich nicht länger aufrecht halten; er hätte sich niederlegen mögen, wo immer er stand.

Eine wohlige Müdigkeit, unbezwingliche Sehnsucht nach Einsamkeit nahm ihn gefangen. Er fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen sei und bat, ihn allein zu lassen, um zu ruhen, „allein mit seinem Tode", sagte er zu sich.

Hugo hatte ihn in dies freundliche Stübchen begleitet, ihm nochmals inbrünstig gedankt und den letzten Segenskuß von seinem alten Onkel empfangen. Den letzten!

Dann war Ernst Eberhardt sich selbst überlassen geblieben und schaute nun hinaus in die schöne Welt, in die strahlenden Feuergarben am Horizont, mit denen, Abschied nehmend, das goldene Gestirn ihn grüßte.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust; dann sandte er einen Blick des Dankes empor, im Gedanken daran, daß eine wunderbare Fügung ihm gestattet hatte, zur Zeit sein Haus zu bestellen.

Er wandte sich ins Zimmer zurück, und in einem Ton, der eigenthümlich in Widerspruch stand mit der weltlichen Bedeutung des Wortes, sagte er, wie heute Morgen vor seiner Reise: „Sprungbereit."

Dann streckte er sich auf das altväterische Sopha nieder und schloß die Augen.

Aber so matt und erschöpft er sich auch fühlte, so sehr er sich anstrengte, sein Denken und Empfinden niederzuhalten, es war vergebens.

Zu fest, zu frisch, zu lebensvoll wurzelte sein reger Geist, sein kraftvoller Körper in diesem Erdensein; zu klar auch standen die Bilder ihm vor Augen, die heute an ihm vorübergegangen waren.

Vergebens wiederholte er sich, daß der Tod am schönsten sei, wenn man noch an der Schwelle des Lebens Dankesworte vernommen und Freudenthränen entlockt hat; je mehr er sich zu beruhigen suchte, desto lauter brauste es ihm im Haupt, desto stürmischer entfesselten sich und gingen in wilden Wogen seine Gedanken.

Da, was war das? Schritte auf dem Hausflur ließen sich vernehmen; ein leises Klopfen an der Thür folgte; jählings fuhr der Major wieder auf.

„Lieber Onkel", rief zaghaft eine liebliche Mädchenstimme, „soeben ist die Abendzeitung gekommen. Hugo und ich, wir wollten sie Ihnen gern selbst zur Schlaflectüre bringen." Und mit scharrendem Geräusch schob sich ein gedrucktes, gefaltetes Blatt unter der Thür hindurch.

Draußen auf dem Gange hörte man noch frohes Lachen und die davoneilenden Schritte Gertruds nebst Sporenbegleitung; dann wieder Ruhe und Stille ringsumher.

Es war dies ja ein ganz unbedeutender, nicht des Erwähnens werther Zwischenfall gewesen, aber so jäh riß er den Major aus seiner wunderlich überreizten Stimmung, seiner seltsamen Todeserwartung, in die Geschehnisse des täglichen Lebens hinein, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die Aufforderung unbenutzt zu lassen.

Im nächsten Augenblick schon hielt er die altgewohnte Freundin, seine Zeitung in den Händen, warf einen gleichgiltigen Blick auf den Leitartikel, einen anderen auf das Feuilleton und blieb dann auf der Rubrik: „Aus der Provinz" haften.

Ach, laß seh'n, eine Nachricht aus der Heimathstadt! Und er las:

B......, 4. Dez. Mit tiefem Bedauern müssen wir nachstehende Mittheilung machen, die sich nicht mehr zurückhalten läßt und nunmehr auch ohne unser Zuthun in die Oeffentlichkeit dringen würde. Der ebenso hochgelehrte wie durch seine Originalität bekannte Universitätsprofessor und Arzt, Wirklicher Geheimer Medizinalrath Dr. med. Eribert Lindenblatt, durch seine Werke über die Wirkung der Pflanzengifte weit über die Grenzen des Vaterlandes und selbst des Welttheils hinaus berühmt, war in den letzten Tagen ernstlich erkrankt und hatte vorgestern einer hiesigen Nervenheilanstalt übergeben werden müssen. Leider jedoch ist es dem Kranken gelungen, in der letztvergangenen Nacht zu entfliehen, ohne daß bis jetzt sein Aufenthaltsort hat festgestellt werden können. Seine im höchsten Grade gefährliche fixe Idee, jedenfalls durch Ueberarbeitung in seiner wissenschaftlichen Specialität hervorgerufen, geht dahin, die mit ihm in Berührung kommenden Personen als vergiftet anzusehen und demgemäß zu behandeln; sobald ihm aber hierbei Widerspruch begegnet, höchst geschickte Vergiftungsrecepte zu verschreiben, die er mit seiner vollen Unterschrift versieht. Man sieht leicht, welch schreckliche Folgen . . . . .

Ernst Eberhardt las nicht weiter. Er ließ das Blatt sinken, faltete die Hände und blickte geraume Zeit regungslos vor sich hin.

Als er sich erhob, strahlte auf seinem Antlitz das rührende, dankbare Lächeln, wie es zuweilen Genesenden aus schwerer Krankheit eigen ist. Er näherte sich dem Fenster, sah gerade noch den letzten Streifen der rothen Sonnenwölkchen hinter den Bergen versinken und flüsterte ihnen zu: „So Gott will, auf Wiedersehen!"

Emin Paschas Religion.

Ueber die Religion, in der Emin Pascha geboren, wie über die, welcher er jetzt angehört, herrscht vollständige Unklarheit. Ein Auszug aus dem Geburtsregister der Synagogengemeinde Oppeln, der kürzlich durch die Presse ging, wird von anderer Seite als nichts beweisend bezeichnet, da die Identität des Isaac Schnitzer und des Eduard Schnitzer nicht erwiesen sei. Die „Köln. Volksztg." reproducirt bei dieser Gelegenheit eine ältere Mittheilung vom Jahre 1888, die ihr der damalige afrikanische Missionar P. Johannes Dichtl gemacht hat, der mit Emin Pascha in mehrjährigem persönlichen Verkehr gestanden hat. In Betreff der Religion schreibt dieser: „Ich bin trotz meinem vielen und freundschaftlichsten Verkehr mit Emin zu keinem Ergebnisse gekommen. Daß er jüdischer Abstammung sei, wurde wegen seiner Physiognomie und seiner Kenntniß orientalischer Sprachen vielfach vermuthet, aber aus Mangel anderweitiger Belege von niemandem behauptet. Der Protestant konnte in ihm einen Protestanten vermuthen, der Katholik einen Katholiken, da Emin mit allen Einrichtungen der katholischen Kirche und den verschiedenen Obliegenheiten ihrer Priester vollkommen vertraut ist. Dem Moslem sagte er den Koran auf und dem Juden den Talmud. Mit all deren religiösen Uebungen und Gebräuchen zeigte er sich vollkommen vertraut. Emin hatte einen Israeliten als Apotheker in Lado. Er erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, von diesem Apotheker habe er das Hebräische erlernt. Das konnte bei seinen großen Sprachkenntnissen und Studien nicht auffallen. Er besuchte den Gottesdienst der verschiedensten Culte und war überall zu Hause. Direct um seine religiöse Ueberzeugung befragt, antwortete er freundlich, dabei eigenthümlich den Mund verziehend: „Sie haben den Beweis, daß ich alle Religions-Genossenschaften achte und respectire und auch ihre inneren Einrichtungen kenne; was aber meine innerste Ueberzeugung ist, darüber befragen Sie mich lieber nicht." Dieser Punkt wurde darum ruhen gelassen. Selbst der intimste Freund, den Emin Pascha in Afrika hatte — Consul Hansal — hat nie erfahren, welcher Religion Emin eigentlich huldige. Dr. Junker bezeichnet ihn (in den ‚Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellschaft' Wien 1888, Heft 5 und 6) geradezu als Mohammedaner: „Emin Bey hatte als „Mohammedaner" für seine Person weniger zu fürchten" etc.

„Emin kam 1876 (wohl etwas früher) unter Gordons Regierungsperiode nach Khartum. Er war gänzlich arm, verlassen und gedrückt. Hansal, österreichisch-ungarischer Consul und zugleich deutscher Consular-Agent, nahm sich seiner, wie überhaupt jedes Europäers, sogleich aufs wärmste an. Er ließ sich als Arzt nieder. Bald hatte er das Vertrauen der Kranken erworben, denn er war ein Arzt, wie Khartum einen brauchte. Gordon, darauf aufmerksam gemacht, gewann ihn für die Regierung und sandte ihn auf seinen (Gordons) früheren Posten Lado als Chef-Arzt der Regierung. Er erkannte sehr bald Emins administrative Fähigkeiten, betraute ihn mit der Verwaltung der Aequatorial-Provinz (Muderiah Chatt-el-Astoa) und beförderte ihn zum Bey mit dem Prädicate Excellenz.

„In Khartum war man mit dem liebenswürdigen europäischen Arzt sehr zufrieden, aber auch sehr neugierig; denn ein großes Geheimniß schien dahinter zu stecken, weil er über seine Vergangenheit und Herkunft nie und mit niemanden sprach. Einem berühmten Hamburger Professor schrieb Emin, nachdem der betreffende Herr ihn um Mittheilung seiner Personalien ersucht hatte, noch 1882 u. a.: „Mein lieber Herr Professor, bekümmern Sie sich um die schönen Vögel, die ich Ihnen sende, aber nicht um meine Vergangenheit."

„Einige Regierungsbeamte, die ehemals in Konstantinopel waren, erinnerten sich, Emin dort gesehen zu haben. Sie erzählten, daß er in eine Harems-Verschwörung und dergleichen verwickelt gewesen sei und deshalb seine hohe Stellung aufzugeben und in der Flucht sein Heil zu suchen gezwungen gewesen sei. Verläßliches ist hierüber nicht bekannt. Doch stimmen manche Angaben mit einigen Aeußerungen Emins überein. Von Konstantinopel ist er über Venedig nach Aegypten gereist. Ob er seinen Namen (Emin) auch in der Türkei getragen hat, ist nicht bekannt, es dürfte aber der Fall sein, da derselbe bei Türken, Persern und Arabern sehr häufig ist. Emin (auch Amin) bedeutet nämlich „treu", „Freund". Nach allem, was mir bekannt ist, gehörte Emin — im (preußischen) Militärpaß als Dr. med. Schnitzer bezeichnet — jener Militär-Expedition an, welche mit Genehmigung König Wilhelms von Preußen zur Ausbildung türkischer Militärs vom Sultan nach Konstantinopel berufen wurde. In dieser Stellung konnte er leicht Ehrenposten gewinnen. Nachdem ihm sein Posten in der türkischen Metropole verleidet war, wandte er sich dem Sudan, dem Zufluchtsorte aller unmöglich gewordenen ägyptischen und türkischen Beamten, zu. Im Sudan errang er sich entschieden allseitige Achtung; als Arzt wie als Gouverneur verdient er alles Lob. In gerechter Würdigung seiner Verdienste um die Regierung wurde er zum

Pascha erhoben und hat es gewiß redlich verdient. Für die Wissenschaft: Naturgeschichte, Geographie und Medizin, hat Dr. Emin Pascha Großes geleistet. Ob Emin Pascha verheirathet war, ist mir unbekannt. Im Sudan galt er als Junggeselle. Was seine Sprachengabe betrifft, so spricht und schreibt er vollkommen Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Griechisch (ob nicht auch Polnisch und Russisch, ist mir nicht mehr erinnerlich); ebenso die orientalischen Sprachen: Türkisch, Persisch, Arabisch und Amharisch*) mit ihren Dialecten. Dazu versteht er die verschiedenen Negerdialecte seiner Provinz.

*) Amhara ist eine Provinz Abessyniens.

Räthsel.

I.

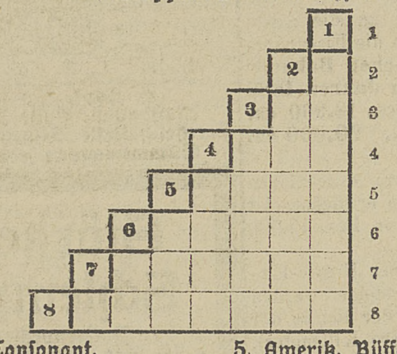
Bei Tag und Nacht erblickst du mich,
Im Wachen und im Traum;
In jedem Wald begrüß ich dich,
In jedem Strauch und Baum.
Und doch — wie sehr du dich magst müh'n —
Im Dunkel und bei Licht,
Im Buchen- und im Eichengrün
Erscheine ich dir nicht. *,*

II. Dichter-Kryptonym.

O trock'ne diese **Th**räne nicht,
Die Dir **im** Auge schimmert,
Der **P**erle gleich, die **r**ein und licht
Im Kel**ch** der **Ro**se flimmert!
Die Lie**b**e war's, die sie **ge**bar,
Der sel'**g**e Sch**m**erz der Liebe;
D'ru**m** schimmert sie so wunderbar —
Ach, dass sie ew**ig** bliebe!

Aus den fetten Lettern ist der Dichter (Vor- und Zuname) obiger Verse zu ermitteln. *,*

III. Treppen-Silben-Räthsel.



1. Consonant.
2. Fluß in Sibirien.
3. Sohn Noah's.
4. Drama von Körner.
5. Amerik. Büffel.
6. Oper von Weber.
7. Knabenname.
8. Stadt in Thüringen.

ach, be, bi, dor, ei, oi, o, o, ob, p, ron, sem, sen, son, the, to.

Vorstehende sechzehn Silben und Lettern sind buchstabenweise so in die Felder obiger Treppe zu schreiben, daß in horizontaler Richtung acht Benennungen von der beigefügten Bedeutung entstehen. Nach richtig erfolgter Bildung und Einschreibung der Ausdrücke nennen die in den mit den Ziffern von 1—8 markirten Randquadraten eingeschriebenen Buchstaben denjenigen, welcher wohl die Treppen am häufigsten auf- und abgeht. *,*

Auflösungen

der Räthsel in der vorigen Sonntagsbeilage.

1. Rasenbank. — 2. Hahn. — 3. Gunst, Kunst.

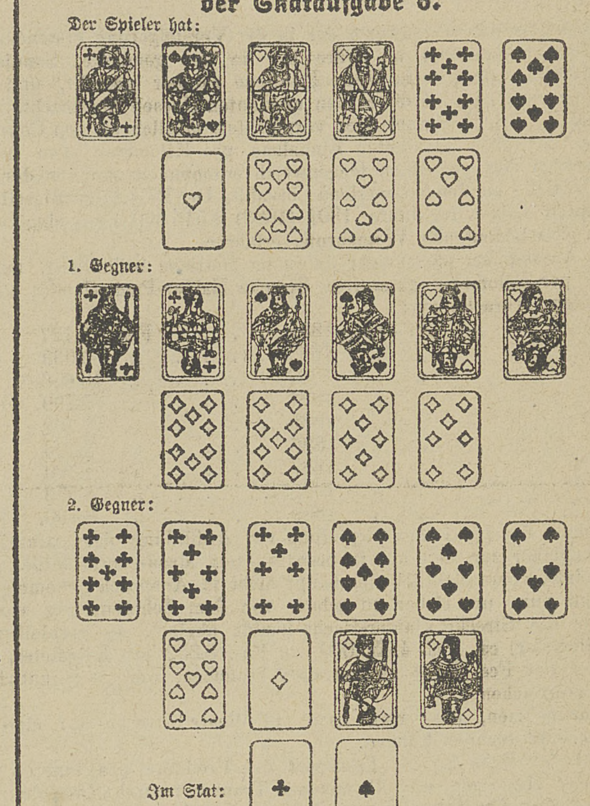
Richtige Lösungen aller Räthsel sandten ein: Elisabeth Lau, Selma Fuhrmann, Erich und Georg Karow, „Lu", „Kinderfreundin", Marie Kresin, Meinhardt, Marie Baus, Paul Schrödter, Benjamin Rundt, Max Küster, Hans Jahr, Walter Ekniz, Anna und August, Hedwig Müller, R. K., Bruno Friedrich, Hermann Gottgetreu, „Mizekado", Wilhelm R., L. Landwehr, sämmtlich aus Danzig; Herm. Fröse-Löbau, Anna Neumann-Lindenau, F. L.-Berlin.

Richtige Lösungen gingen ferner ein von: F. A. Retzlaff (1), Otto R. (3), Emil Schreiner (1, 2), Bruno Müller (2, 3), Meta T. (3), W. M. (2), aus Danzig, und Erika S.-Zoppot (1, 3).

Auflösung

der Skataufgabe 6.

Der Spieler hat:



Vermischte Nachrichten.

* **Berlin**, 17. Januar. Die **Nationalgalerie** wird in diesen Tagen ein neues Bild gegen ein älteres eintauschen; es ist das im Jahre 1879 erworbene Bild des Grafen Moltke von Franz Lenbach. Dies sehr nachgedunkelte Bruststück, dessen Technik nicht allzu solide war, wie die Risse des Gemäldes bezeugen, wird der „N. A. Z." zufolge durch ein aus neuerer Zeit stammendes Bildniß des Generalfeldmarschalls abgelöst werden, in dem Lenbach hoffentlich die ihm eigene Meisterschaft der Auffassung mit sorgfältiger Ausführung Hand in Hand gehen ließ.

* [**Eine betrogene Sklavin.**] Im County-Gericht von Cooper County, Kansas, wurde im vorigen Monat der folgende interessante Fall verhandelt. Zu Anfang des Bürgerkrieges kaufte Joseph Hickham, der reichste und angesehenste Farmer von Cooper County, eine Sklavin für seine Haushaltung. Seitdem ist der betreffenden Negerin niemals gestattet worden, die Farm zu verlassen oder Verkehr mit irgend einem ihrer Stammesgenossen zu pflegen. Da ihr die Leute auf der Farm, mit denen sie in Berührung kam, niemals Mittheilung von dem, was in der Welt vorging, machten, blieb sie auch in vollständiger Unkenntniß über den Ausgang des Bürgerkrieges, d. h. die Aufhebung der Sklaverei. So blieb die Negerin bis zu dem vor etwa 4 Wochen erfolgten Ableben ihres Herrn als dessen Sklavin. Nach dem Tode des Farmers floh die Negerin aus dessen Hause und begab sich nach der nächstgelegenen Stadt, woselbst sie erfuhr, daß sie schon längst frei gewesen sei. Mit Hülfe eines Advocaten strengte die gewesene Sklavin einen Proceß gegen die Erben ihres verstorbenen Herrn behufs Erlangung rückständigen Lohnes für 25 Jahre, welche sie auf der Farm gedient, im Betrage von 1400 Dollars an, und jetzt ist diese Forderung vom Gericht als berechtigt anerkannt worden.

* [**Eine Kirche aus Eisen**] im reinsten gothischen Stile wurde von einer belgischen Gesellschaft fertiggestellt und ist für Manila bestimmt, wohin sie demnächst versandt wird. Die Philippinen werden durch häufige und starke Erdbeben heimgesucht und die früheren dortigen Kirchen aus Stein und Mörtel wurden jedesmal vollständig zerstört. So kam man auf den Gedanken, die Kirche ganz aus Eisen zu bauen, in welcher Form sie auch den stärksten Erdbewegungen Widerstand leisten wird. Die Kirche ist 54 Meter lang, 22 Meter breit, die Decke des Schiffes 20 Meter hoch. Die beiden Thürme sind je 20 Meter hoch; das Gesammtgewicht beträgt 1 600 000 Kilogr.

ac. **London**, 16. Jan. Zur Erzeugung des in England rasch beliebt gewordenen **Lagerbieres** hat sich in London die „Englisch Lager-Beer-Brewery (Limited)" mit einem Kapital von 100 000 Pfd. Sterl. in Aktien von 10 Pfd. Sterl. gebildet. Das englische Lagerbier soll das aus Deutschland und anderen Ländern importirte ersetzen. Von Deutschland z. B. werden jetzt jährlich etwa 800 000 Fässer Lagerbier in England importirt.

Standesamt vom 18. Januar.

Geburten: Arb. Alb. Gradelewski, S. — Schmiedegeselle Gabriel Eckhardt, S. — Arb. Andreas Schenk, S. — Rechnungsrath Heinrich Thomaschky, T. — Grenzaufseher Franz Krumrey, S. — Schlossergef. Rud. Holland, S. — Hilfs-Steueraufseher Rudolf Lindenblatt, T. — Bureaugehilfe Carl Bissen, T. — Töpfergeselle Ferdinand Dietrich, 1 S., 1 T. — Arb. Paul Nitsch, S. — Büchsenmacher Adalbert Matriciani, S. — Kaufmann Paul v. Rembowski, S. — Unehelich: 1 S., 1 T.

Aufgebote: Besitzerssohn August Rebeschke in Grenzdorf und Bertha Zimni in Lamenstein. — Schmiedegeselle Johann August Trautmann in Tolkemit und Wilhelmine Henriette Hildebrandt daselbst. — Maschinist Gustav Adolf Heinrich Heidenreich und Martha Amanda Maladinski. — Arb. Franz Cylka und Eva Barbara Lehmann.

Heirathen: Gastwirth Franz Albert Engel und Bertha Selma Krüger. — Drechslergeselle Otto Eduard Krebs und Martha Helene Elisabeth Ellendt, geb. Piskowski.

Todesfälle: Schiffszimmerges. Martin Erdmann, 48 J. — S. d. Schiffszimmerges. Heinrich Wienhold, 5 M. — S. d. Gerichts-Kanzlei-Diätars Gottlieb Auster, 2 M. — S. d. Arb. Emil Löfekraut, 11 M. — T. d. Schuhmacherges. Friedrich Gortat, 11 M. — S. d. Malergehilfen Oskar Meyer, 2 J. — T. d. Malergehilfen Karl Hintz, 1 J. — Fräul. Laura Lipschinski, 45 J. — Wittwe Helene Dzenbzalowski, geb. Schwabe, 56 J. — T. d. Stadtwachtmeisters Albert Claassen, 4 J. — Wittwe Helene Gutkowski, geb. Garetzki, 72 J. — S. d. Seefahrers Robert Schlicht, 4 M. — T. d. Steinmetz Otto Winkler, 4 J. — Unehel.: 1 T.

Eisen und Kohlen.

Düsseldorf, 16. Januar. (Amtl. Coursbericht.) Erze. Rohspath 14,50—15,50 M., Geröst. Spateisenstein 19,00—20,00 M. Nassauisch. Rotheisenstein m. c. 50 % Eisen 11—12,50 M. — **Roheisen.** Spiegeleisen 1. Qual. 10—12 % Mangan 103 M., weißstrahliges Eisen: rhein.-westf. Marken 1 91—92 M., rheinisch-westfälische Marken Thomas-Eisen — M., Siegener Marken 91—93 M., Luxemburger Gießereieisen Nr. 3 78,60—80,00 M. deutsches Gießereieisen Nr. 1 100—102 M., deutsches Gießereieisen Nr. 2 — M. deutsches Gießereieisen Nr. 3 88—90 M., deutsches Gießereisen (Hämatit) Nr. 1 102—105 M., spanisch. do. Marke Mudela, loco Ruhrort, incl. Zoll — M., engl. Roheisen Nr. 3 loco Ruhrort 86—88 M. — **Stabeisen** (**Grundpreis**) frei Verbrauchsstelle im 1 Bezirk. Gewöhnliches Stabeisen 200,00 M. — **Bleche** (**Grundpreise**). Gewöhnliche Bleche 240 M., Kesselbleche 260 M. Feinbleche 250—255 M. — **Kohlen und Coaks.** 1. Gas- und Flammkohlen: Gaskohle 15,50—16,00 M., Flammförderkohle 13,50—14,50 M., Stückkohle 15,50—17 M., Nußkohle 14,00—15,00 M., Gewaschene Nußkohle Korn 1 15,50—16,00 M., do. Korn 2 15,00 bis 16,00 M., do. Korn 3 14,00—15,00 M., do. Korn 4 13,00—14,00 M., Nußgruskohle 11—12,50 M., Gruskohle 9,50—11 M. 2. Fettkohlen: Förderkohle 12,50—14,00 M., Förderkohle, beste melirte 13,50—15,00 M., Stückkohle 14,50 bis 16,00 M., gew. Nußkohle Korn 1 14—15,50 M., do. Korn 2 14,00—15,50 M., do. Korn 3 13,00—14,00 M., do. Korn 4 12,00—13,00 M., Coakskohle 13,00—14,00 M. 3. Magere Kohlen: Förderkohle 11,50—12,00 M., do. beste melirte 12,50—13,50 M., Stückkohle 16—19 M., Nußkohle Korn 1 17—20 M., do. Korn 2 17—20 M. Gruskohle unter 10 Mm. 7,00—8 M. Fördergruskohle 10—11,00 M. 4. Coaks: Gießereicoaks 28,00—29,00 M., Hochofencoaks 26,00—28,00 M. Nußcoaks, gebrochen 25—28 M. 5. Brikets 16—17 M. Berechnung in Mark pro 1000 Kilogr. und, wo nicht anders bemerkt, ab Werk. — Kohlen- und Eisenmarkt sind andauernd fest bei steigenden Preisen. Die Erneuerung abgelaufener Abschlüsse stößt bei den Zechen vielfach auf Schwierigkeiten. — Nächste Börse am 6. Februar.

Verantwortliche Redacteure: für den politischen Theil und vermischte Nachrichten: Dr. B. Herrmann, — das Feuilleton und Literarische: H. Röckner, — den lokalen und provinziellen, Handels-, Marine-Theil und den übrigen redactionellen Inhalt: A. Klein, — für den Inseratentheil: A. W. Kafemann, sämmtlich in Danzig.

5% Gold-Obligationen der Société du chemin de Fer Ottoman d'Anatolie.

Wir veröffentlichen im Inseratentheil unserer heutigen Nummer den Prospect über nom. 65 280 000 M. gleich 3 200 000 Lstr 5% in Gold verzinsliche Obligationen obiger Gesellschaft, welche mit einem Actienkapital von 38 720 000 M. Anfang vorigen Jahres begründet wurde. Dieselbe hat von der Deutschen Bank den Betrieb der Linie Haidar Pascha (Vorstadt von Konstantinopel)-Ismidt (93 Kilom.) und die Concession für den Bau der Eisenbahn Ismidt-Angora (492 Km.) übernommen. Das Betriebsrecht ist für beide Linien von der ottomanischen Regierung auf 99 Jahre vom 4. Oktober 1888 ab ertheilt. Nach Ablauf dieser Zeit geht die Bahn in den Besitz der türkischen Regierung über, welche ein Rückkaufsrecht vom 4. Oktober 1918 ab (gegen Zahlung einer jährlichen Summe von 50 % der Durchschnitts-Bruttoeinnahmen der letzten 5 Jahre, mindestens aber von 7500 Frcs. pro Jahr und Kilom.) besitzt. Der Bau der Linie Ismidt-Angora ist der Gesellschaft übertragen. Der Bau ist bis zum 4. Oktober 1892 fertig zu stellen. Im Frühjahr dieses Jahres werden die ersten 40 Kilom. bis Adabazar und im Herbst weitere 70 Kilom. bis Lefke eröffnet werden. Die Gesellschaft haftet den Inhabern der Obligationen für Kapital und Zinsen mit ihrem Gesammtvermögen. Außerdem garantirt die kais. ottoman. Regierung bestimmte Brutto-Einnahmen, und zwar pro Jahr und Kilometer von 10 300 Frcs. für Haidar Pascha-Ismidt und von 15 000 Frcs. für Ismidt-Angora bis zum Ablauf der Concession und außerdem für die Dauer der Bauzeit der Linie Ismidt-Angora 4 % Bauzinsen auf einen Betrag von höchstens 150 000 Frcs. per Kilometer. Die Gold-Obligationen der Anatolischen Eisenbahn sind in Stücken zu 408 M. gleich 20 Lstr., 2040 M. gleich 100 Lstr., 10 200 M. gleich 500 Lstr. ausgestellt. Sie sind steuerfrei und tragen 5 % Zinsen. Zinstermine sind der 1. April und der 1. Oktober. Der erste Coupon ist am 1. April 1890 fällig. Die Tilgung findet vom 1. Okt 1895 ab in 89 Jahren durch jährliche Verloosung al pari statt. Die Ziehungen haben am 1. April jeden Jahres im Geschäftslokal der Deutschen Bank in Berlin zu geschehen. Eine Verstärkung der Tilgung kann vom 1. April 1899 ab eintreten. Die Coupons und ausgeloosten Obligationen werden in Berlin bei der Deutschen Bank eingelöst.

Prospectus

über

Nom. M. 65.280.000 = Lstrl. 3.200.000 = Frs. 80.000.000

mit 5% in Gold verzinsliche

Obligationen

der

Société du Chemin de Fer Ottoman d'Anatolie.

zu Constantinopel.

Durch Kaiserlichen Firman vom 23. Mouharrem 1306, d. i. 1. October 1888, ist der *Deutschen Bank* in Berlin der Betrieb der Linie von Haidar Pacha (Vorstadt von Constantinopel) bis Ismidt übertragen, die Concession zum Bau der Strecke Ismidt—Angora und ein Privilegium für den Betrieb der Gesammtstrecke Haidar Pacha nach Angora ertheilt worden.

Die Linie Haidar Pacha—Ismidt ist 93 Kilometer lang und wird als Vollbahn betrieben. Die Linie von Ismidt nach Angora ist ungefähr 492 Kilometer lang und wird gleichfalls als Vollbahn hergestellt. Die bedeutendsten Ortschaften, welche diese Linie berührt, sind Adabazar, Gewé, Lefke, Biledjik, Eski-Chéir (Alpuköi, Bebek, Malliköi), Angora.

Das Betriebsrecht ist ertheilt für 99 Jahre vom 4. October 1888 (dem Tage der Concessionsertheilung) ab. Nach Ablauf dieser Zeit geht die Bahn mit allem Zubehör gegen Erstattung des durch Taxe festzustellenden Werthes der Betriebsmittel und der Vorräthe im übrigen kostenfrei in den Besitz der türkischen Regierung über. Innerhalb dieser Zeit, aber erst nach Ablauf von 30 Jahren seit der Concessionsertheilung, kann die türkische Regierung die Bahn jederzeit gegen Zahlung einer jährlichen Summe erwerben, welche 50% der durchschnittlichen Jahres-Brutto-Einnahme der vorhergehenden 5 Jahre, mindestens aber Fcs. 7500 pro Km. beträgt. Der durch Taxe festzustellende Werth der Betriebsmittel, Materialien und Vorräthe wird auch in diesem Falle dem Concessionär erstattet. Aussergewöhnlich belastende Concessionsbedingungen sind nicht vorhanden.

Entsprechend Art. 15 und 28 des Vertrages mit der Kaiserlich Ottomanischen Regierung vom 4. October 1888 hat die Deutsche Bank ihre Rechte und Pflichten an eine Actien-Gesellschaft: ***Société du Chemin de Fer Ottoman d'Anatolie zu Constantinopel*** abgetreten, welche als Ottomanische Gesellschaft den Kaiserlich Ottomanischen Gesetzen und Bestimmungen unterworfen ist.

Die Statuten dieser Gesellschaft sind durch Kaiserlichen Firman vom 14. Redjeb 1306, d. i. 16. März 1889, genehmigt.

Das Actienkapital der Gesellschaft beträgt Mk. 36 720 000 = Lstrl. 1 800 000 = Fcs. 45 000 000. Dasselbe ist durch die Deutsche Bank als ersten Zeichner gezeichnet: 20% sind darauf eingezahlt. Nach § 8 der Statuten haften die Actionäre bezw. der erste Zeichner persönlich bis zur Hälfte des Nominalbetrages ihrer Actien, d. h. bis zur Höhe von 22½ Millionen Francs.

Das Geschäftsjahr beginnt am 1. Januar und endet am 31. December; das erste Geschäftsjahr hat mit dem 23. März 1889, dem Tage der definitiven Constituirung der Gesellschaft, begonnen und endet am 31. December 1889.

Laut Artikel 36 ff. der Statuten wird der Reingewinn in der Weise vertheilt, dass zunächst 5% Dividende auf die Actien bezahlt, ferner 5% des Reingewinns dem Reservefonds überwiesen werden, bis dieser den zehnten Theil des Gesellschaftskapitals erreicht. Von dem Ueberrest erhalten 5% der Verwaltungsrath zur gleichmässigen Vertheilung an seine Mitglieder, 95% die Actionäre als Dividende.

Sind die Erträge eines Jahres nicht hinreichend, um Zinsen oder Dividende von 5% pro Actie zu vertheilen, so kann die Differenz aus dem Reservefonds entnommen werden.

Die Strecke Haidar-Pacha-Ismidt steht seit dem 7. Januar 1889 unter der Verwaltung der neuen Gesellschaft.

Die Ausführung des Baues per Linie Ismidt-Angora ist seitens der Bahngesellschaft der zu Frankfurt a. Main mit einem Actienkapital von 4½ Millionen Mark, auf welches bisher 75% eingezahlt sind, unter deutschem Rechte errichteten „Gesellschaft für den Bau der kleinasiatischen Eisenbahnen" übertragen.

Die Baugesellschaft hat sich der Bahngesellschaft gegenüber kontraktlich verpflichtet, die Eisenbahn den Vorschriften der Concession gemäss in der dort festgestellten Zeit, d. h. bis 4. October 1892, fertig zu stellen.

Die Pläne für die erste Section sind dem Minister der öffentlichen Arbeiten im Anfang April eingereicht.

Am 13. Juni sind die Arbeiten von Ismidt bis Km. 126 und am 15. September die Arbeiten von Km. 126 bis Km. 224 (Eski-Chéir) in Angriff genommen, die Pläne von Eski-Chéir bis Angora (268 Km.) wurden schon dem Arbeitsministerium vorgelegt, somit früher als es die Concession vorschreibt. Die Arbeiten werden regelmässig fortgeführt, **so dass schon im Frühling 1890 die erste Strecke bis Adabazar mit 40 Km. und im Herbst eine weitere Strecke bis Lefké mit ferneren 70 Km. ca. eröffet werden dürfte und die Inbetriebsetzung der ganzen Bahn bis zum Herbst 1892 mit Sicherheit zu erwarten steht.**

Durch Generalversammlungsbeschluss vom 15. August 1889 — auf Grund Art. 6 der Statuten — ist die Société du Chemin de Fer Ottoman d'Anatolie zur Ausgabe von

nom. M. 65.280.000 = Lstrl. 3.200.000 = Fcs. 80.00.000

5% iger Obligationen

ermächtigt, deren Erlöss für den Bau der neuen Strecke verwendet werden soll.

Die Société du Chemin de Fer Ottoman d'Anatolie haftet den Inhabern der Obligationen für Kapital und Zinsen mii ihrem Gesammtvermögen.

Ausserdem garantirt die Kaiserlich Ottomanische Regierung der Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie — auf Grund Art. 29, 30 und 31 des Vertrages vom 4. Octocer 1888 = eine Bruttoeinnahme von 10.300 Fcs. per Jahr und Kilometer für die im Betriebe befindliche 93 Km. lange Strecke Haidar-Pacha-Ismidt, ferner für die Linie Ismidt-Angora auf die Dauer der Bauzeit 4% Bauzinsen auf einen Betrag von höchstens 150.000 Fcs. pro Kilometer und für den Betrieb während der Concessionsdauer bis 30. September 1987 eine Bruttoeinnahme von 15.000 Fcs. per Jahr und Kilometer. Wenn die durchschnittliche Bruttoeinnahme des ganzen Netzes höher ist als die für die Theilstrecke Haidar-Pacha-Ismidt garantirte Summe von Fcs. 10.300 per Kilometer und Jahr, so wird der auf die Theilstrecke Haidar-Pacha-Ismidt entfallende Mehrbetrag bis zur Höhe von Fcs. 15.000 von der Garantiesumme für die Theilstrecke Ismidt-Angora in Abzug gebracht.

Zu diesem Zwecke hat die Kaiserlich Ottomanische Regierung der Administration de la Dette Publique Ottomane die aus der Verpachtung der Zehnten der Sandjak's Ismidt, Ertogroul, Kuthaié und Angora eingehenden Einnahmen zur directen Einziehung überwiesen; die Administration de la Dette Publique Ottomane soll aus diesen Einnahmen an die Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie alljährlich so viel zahlen, als 1) während der Bauzeit zur Deckung der 4% Bauzinsen und 2) zur Auffüllung der von der Kaiserlich Ottomanischen Regierung garantirten Bruttoeinnahme erforderlich ist.

Die Administration de la Dette Publipue Ottomane hat erklärt, **dass sie vorstehenden sie betreffenden Bestimmungen der Convention voll zustimmt, insbesondere mit Bezug auf den Art. 29, kraft dessen sie die Summen, welche aus den für den Dinst der Garantie bestimmten Einkünften eingehen, zur Disposition der Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie halten wird.** Der hierauf bezügliche Passus des Artikel 29 lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

> Bei der in Anwesenheit eines Delegirten der Administration de la Dette Publique vorzunehmenden Versteigerung der Zehnten der Sandjaks von Ismidt, Ertogroul, Kutahié und Angora, durch welche die concessionirte Linie führt, werden die von den Meistbietenden als Gegenwerth der in der Versteigerung erstandenen Zehnten auszuliefernden Bons obligatoires an Ordre der in den genannten Sandjaks befindlichen Kassen der Administration de la Dette Publique zahlbar gestellt, und der Gesammtbetrag dieses Gegenwerths wird direct den erwähnten Kassen übermacht. Diejenigen Summen, welche die Kaiserl. Regierung sich verpflichtet, jährlich an den Concessionär zur Ergänzung des an der oben erwähnten Einnahme pro Kilometer etwa fehlenden Betrages zu zahlen, werden dem gedachten Gegenwerth entnommen und von der Administration de la Dette Publique an den Concessionär bezahlt. Den Rest führt dieselbe an den Kaiserl. Schatz ab.

Die Zehnten haben im Jahre 1304 (1888) 4 515 000 Fcs. eingebracht und werden durch die Bahn jedenfalls eine bedeutende Vermehrung erfahren.

Die seit Anfang der siebenziger Jahre im Betriebe befindliche, nur in Höhe von Fcs. 10 300 Bruttoeinnahme per Kilometer garantirte Strecke Haidar-Pacha-Ismidt hat eine Bruttoeinnahme pro Kilometer und Jahr erbracht von:

im Jahre	1881	Fcs. 9.727
„ „	1882	„ 9.933
„ „	1883	„ 10.656
„ „	1884	„ 10.799
„ „	1885	„ 10.309
„ „	1886	„ 9.406
„ „	1887	„ 9.389
„ „	1888	„ 8.213
„ „	1889	„ 8.490.

Ein Zuschuss der türkischen Regierung zur Auffüllung der garantirten Bruttoeinnahmen wird für diese Strecke daher zur Zeit nur in beschränktem Maasse erforderlich sein, später aber, bei Verlängerung der Linie, voraussichtlich überhaupt nicht in Anspruch genommen werden.

Wenn man nun, um sicher zu gehen, von dem Zehntenertrag von 4.515.000 Fcs. ungefähr 160.000 Fcs. für die Strecke Haidar-Pacha-Ismidt abzieht, so verbleiben für die Strecke Ismidt-Angora (492 Kilometer) ca. Fcs. 4.355.000 = Fcs. 8.852 pro Kilometer, so dass die eigenen Einnahmen der Bahn nur Fcs. 6.148 zu betragen brauchen, um die garantirte Summe von Fcs. 15.000 per Kilometer zu erreichen.

Es ist anzunehmen, dass man auch auf dieser Strecke auf eine erhebliche Einnahme aus eigenem Verkehr wird rechnen können.

Der Zweck der Bahn ist der Transport der Producte des inneren Kleinasiens an die Küste und der Ersatz der bisherigen, unvollkommenen Transportmittel (Kameele u. dgl.) durch die Eisenbahn.

Von den unter ähnlichen Verhältnissen bereits arbeitenden kleinasiatischen Bahnen: Smyrna-Aidin 282 Km. und Smyrna-Kassaba 173 Km., hat die erstere in den Jahren 1883 bis 1887 durchschnittlich per Kilometer und Jahr . . . . Fcs. 18.900 ca.
letztere „ 20.000 ca.
erzielt.

Bei der Fruchtbarkeit des Bodens der Gegenden, welche die Bahn nach Angora durchziehen wird, und bei dem Transportmonopol, welches der Bahn durch die geographische Lage erwächst, ist die Hoffnung berechtigt, dass in nicht zu ferner Zeit die Bruttoeinnahmen die Höhe von Fcs. 15.000 per Kilometer und Jahr erreichen werden.

Da mit Sicherheit angenommen werden kann, dass die Betriebsausgaben bei einer Brutto-Einnahme von Fcs. 15.000 per Kilometer und Jahr die Summe von Fcs. 5.000 nicht übersteigen werden (die Betriebskosten betragen auf der Linie Haidar-Pacha-Ismidt trotz der in Folge der Kürze der Linie verhältnissmässig bedeutenden Generalunkosten im Jahre 1889 ca. 5.000 Fcs. pro Kilometer), so erscheint die Verzinsung und Tilgung der Obligationen durch die Bruttoeinnahmen der Bahn, event durch die von der türkischen Regierung gegebene und von der Administration de la Dette Publique Ottomane verwaltete Garantie vollständig gedeckt.

Die Obligationen lauten auf den Inhaber und werden in folgenden Nummern und Werthen ausgestellt:

15.000 Stück	à M. 408	= Lstrl. 20	= Fcs. 500	Lit. A.	No. 00.001—15.000
23.000 „	à „ 2.040	= „ 100	= „ 2.500	„ B.	„ 15.001—38.000
1.200 „	à „ 10.200	= „ 500	= „ 12.500	„ C.	„ 38.001—39.200

Sie werden mit 5% für das Jahr in halbjährlichen Terminen am 1. April und 1. October jeden Jahres verzinst und vom 1. October 1895 ab nach Maassgabe des den Obligationen aufgedruckten Tilgungsplanes bis zum 1. October 1984 im Wege der Verloosung al pari zurückgezahlt.

Die Verzinsung beginnt am 1. October 1889, der erste Zinscoupon ist am 1. April 1890 fällig.

Die Ziehungen finden in Berlin im Geschäftslokal der **Deutschen Bank** am 1. April jeden Jahres, zuerst am 1. April 1895, die Rückzahlung der gezogenen Stücke an dem auf die Ziehung jedesmal folgenden 1. October statt.

Die Gesellschaft hat sich das Recht vorbehalten, vom 1. April 1899 ab jederzeit die Tilgung zu verstärken und den dann noch ausstehenden Betrag der Anleihe ganz oder theilweise zum Nennwerthe am 1. October jeden Jahreszurückzuzahlen. Die Ankündigung der Rückzahlung wird spätestens am 15. April des Jahres, in welchem die Rückzahlung erfolgen soll, publicirt.

Die Zinscoupons und verloosten bezw. gekündigten Obligationen werden in Gold eingelöst, und zwar nach Wahl des Inhabers:

in Deutschland
mit M. 10,20, M. 51, bezw. M. 255
für den halbjährlichen Coupon, und
mit M. 408, bezw. M. 2 040, bezw. M. 10 200
für das rückzahlbare Stück,

in London
mit Lstrl. 0 10 sh., bezw. Lstrl. 2 10 sh., bezw. Lstrl. 12 10 sh.
für den halbjährlichen Coupon, und
mit Lstrl. 20, bezw. Lstrl. 100. bezw. Lstrl. 500
für das rückzahlbare Stück,

in Constantinopel
mit Fcs. 12,50, bezw. Fcs. 62,50, bezw. Fcs. 312,50
für den halbjährlichen Coupon, und
mit Fcs. 500, bezw. Fcs. 2 500, bezw. Fcs. 12 500
für das rückzahlbare Stück.

Coupons, welche nicht innerhalb fünf Jahren nach ihrer Fälligkeit der Gesellschaft präsentirt sind, verjähren zu Gunsten derselben.

Laut Art. 8 der Convention vom 4. October 1888 wird von den zu emittirenden Obligationen keine Steuer erhoben.

Der Dienst der Anleihe wird durch die *Deutsche Bank in Berlin* besorgt.

Alle Bekanntmachungen, welche den Dienst der Anleihe betreffen, erfolgen mindestens in einer türkischen, drei deutschen und einer englischen Zeitung.

Constantinopel, den 21. October 1889.

Société du Chemin de Fer Ottoman d'Anatolie.

Der Generaldirektor von Kühlmann.

Auf Grund vorstehenden Prospects legen wir hierdurch

nom. M. 20.400.000 = Lstrl. 1.000.000 = Fcs. 25.000.000

5% ige Obligationen der

Société du ehemin de fer Ottoman d'Anatolie

am Mittwoch, den 22. Januar cr.,

in Berlin	**bei der Deutschen Bank,**
	„ „ Dresdner Bank,
„ Bremen	**„ „ Bremer Filiale der Deutschen Bank,**
„ Dresden	**„ „ Dresdner Bank,**
	Depositenkasse der Deutschen Bank in Dresden (Menz Pekrun & Co.),
„ Frankfurt a. M.	**„ „ Frankfurter Filiale der Deutschen Bank,**
	Deutschen Vereinsbank,
„ Hamburg	**„ „ Hamburger Filiale der Deutschen Bank,**
„ Leipzig	**„ „ Leipziger Bank,**
„ Stuttgart	**„ „ Württembergischen Vereinsbank,**
„ Basel	**„ dem Basler Bankverein,**
„ Zürich	**„ der Schweizerischen Kreditanstalt,**

ausserdem

am Donnerstag, den 23. Januar cr.,

in London **bei der Trustees Excutors and Securities Insurance Corporation limited**

und zwar zu den ausländischen Plätzen an den daselbst bekannt zu machenden Bedingungen zur Subscription auf.

Für die Subscription in Deutschland gelten folgende Bedingungen:

1. Die Zeichnung findet bei sämmtlichen Stellen gleichzeitig während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden auf Grund eines bei den Stellen erhältlichen Anmeldescheins statt. Früherer Schluss der Zeichnung bleibt dem Ermessen jeder einzelnen Stelle vorbehalten.
2. Der Subscriptionspreis beträgt 86% zuzüglich laufender Stückzinsen vom 1. October 1889 bis zum Abnahmetage.
3. Bei der Zeichnung ist eine Caution von 5% des gezeichneten Betrages in baar oder börsengängigen Werthpapieren zu hinterlegen, welche auf den Subscriptionspreis verrechnet bezw. nach vollständiger Abnahme der zugetheilten Stücke zurückgegeben wird.
4. Die Zutheilung erfolgt so bald als möglich nach Schluss der Subscription durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner. Die Berücksichtigung jeder einzelnen Zeichnung unterliegt dem Ermessen der Stelle, bei welcher dieselbe erfolgt ist.
5. Die Abnahme der zugetheilten Stücke in von der **Deutschen Bank und der Dresdner Bank** ausgestellten Interimsscheinen kann gegen Zahlung des Preises (vergl. No. 2) vom 31. Januar cr. ab erfolgen.
   Indessen ist der Zeichner verpflichtet,
   ⅓ des zugetheilten Betrages spätestens am 15. Februar cr.,
   ⅓ „ „ „ „ „ 15. März „
   ⅓ „ „ „ „ „ 15. April „
   abzunehmen.
   Für zugetheilte Beträge unter 10,200 M. ist keine successive Abnahme gestattet und sind solche spätestens am 31. Januar cr. ungetheilt zu reguliren.
6. Ueber den Umtausch der Interimsscheine gegen Originalstücke erfolgt s. Z. besondere Bekanntmachung. **Bei den deutschen Stellen werden nur deutsche Interimsscheine umgetauscht.**

Im Handel an der Börse geschieht die Berechnung in Procenten von 408 M. nominal.

Die Coupons und ausgeloosten Obligationen werden in Berlin bei der **Deutschen Bank** und **Dresdner Bank** sowie ausserdem in Bremen, Frankfurt a. M., Hamburg, Stuttgart und London eingelöst

Berlin, Frankfurt a. M. und Stuttgart, im Januar 1890.

Deutsche Bank. Dresdner Bank. Deutsche Vereinsbank. Württembergische Vereinsbank.

Druck und Verlag von A. W. Kafemann in Danzig.